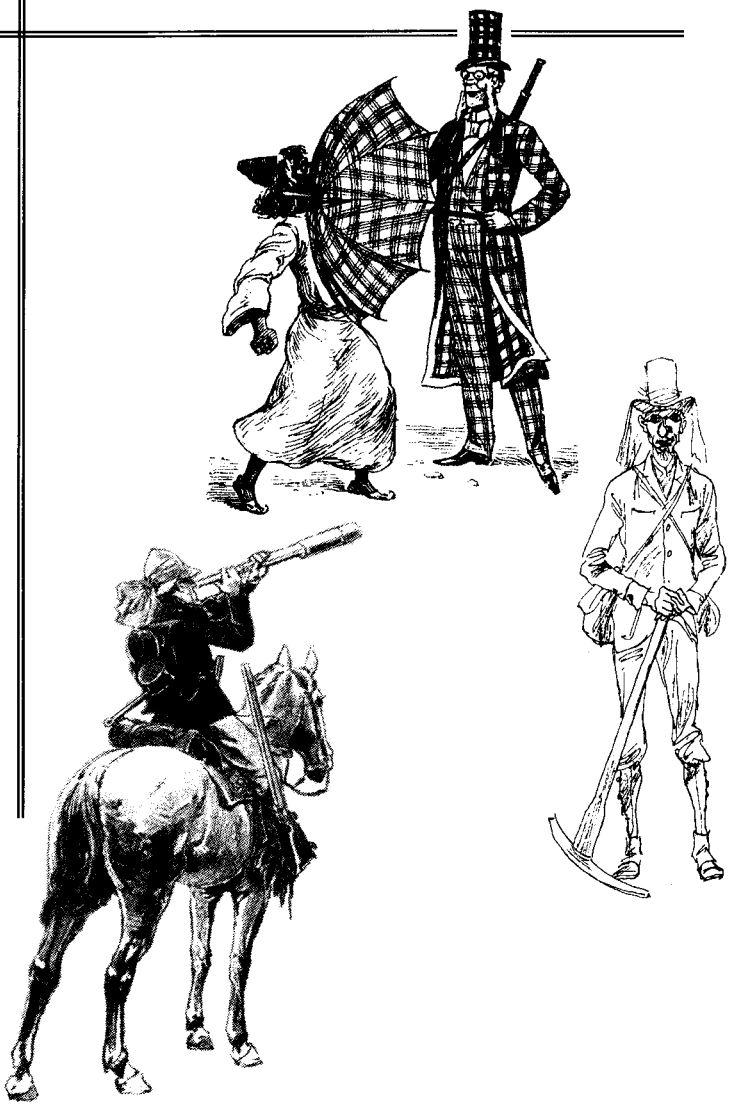
Mitteilungen der Karl-May-Gesellschaft

Nummer 142



4. Quartal / Dezember 2004 * 36. Jahrgang

Inhalt

Gudrun Keindorf	In eigener Sache	1
Rudi Schweikert	Der Travellers' Club und der unermeßlich reiche reisende Engländer	2
Joachim Biermann	Charlotte, Kaiserin von Mexiko	7
Erwin Müller	Die Fundstelle (17)	12
Wilhelm Brauneder	May über May: ein ›Vielgelesener‹ – kein ›Vielgereister‹ (II)	13
Peter Werner	Ein amerikanisches Trauma: Die Schlacht am Little-Bighorn-Fluss am 25. Juni 1876	29
Manfred Raub	Edward S. Curtis	37
Albrecht Götz von Olenhusen	Karl May und Adolf Hitler – Die ›Hitler-Bibliothek‹ in den USA	45
Werner Schwab	Karl May in der ›Chronik der Deutschen‹	51
	Chinesische Impressionen	52
Gregor Seferens	Das Vermächtnis des Inka ist sein Schatz, in den Niederlanden jedenfalls	54
Joachim Biermann	Neuer Karl-May-Roman erschienen	57
Herbert Wieser	Neues um Karl May	59
	Unser Spendendank	63

Aus dem Internet gefischt

Folgende Meldung bekam man in letzter Zeit, wenn man die Seiten der KMG im Internet aufrief (www.karl-may-gesellschaft.de):

Bei dem Serverbetreiber leo.org in München findet derzeit ein technischer Umbau statt. Die Internetseiten der Karl-May-Gesellschaft sind deshalb auf unbestimmte Zeit nicht erreichbar. Davon betroffen ist auch das „Karl May Haus" (Geburtshaus in Hohenstein-Ernstthal). Wir bitten um Ihr Verständnis!

Leider dauert diese „unbestimmte Zeit" mittlerweile schon mehrere Monate!

Unser Titelbild

Kleine Collage zum Beitrag von Rudi Schweikert auf S. 1ff. dieses Hefts:
Lord Castlepool. Ausschnitt aus einer Zeichnung von Ewald Thiel zu Karl May: Der Schatz im Silbersee. In: Der Gute Kamerad. 5. Jg. 1890/91, Nr. 11, S. 141. – Lord Eaglenest. Ausschnitt aus einer Zeichnung in Karl May: Eine deutsche Sultana. Illustrierte Ausgabe. Dresden: H. G. Münchmeyer o. J. (1901; sog. ›Fischer-Ausgabe‹), S. 15. – Sir David Lindsay. Zeichnung von Karl Friedrich Brust in Karl May: Von Bagdad nach Stambul. Radebeul: Karl-May-Verlag. Sonderausgabe, 245.–254. Tausend 1945 (sog. ›Altenburger Ausgabe‹), S. 305 (im Uhrzeigersinn von unten links).

In eigener Sache

Im letzten Heft mußten wir uns auf Murphys Gesetz berufen und haben dabei völlig vergessen, unseren selbsternannten neuen Redakteur vorzustellen: Hobble-Frank läßt grüßen! Und natürlich hat er prompt eine seiner berühmten Verbesserungen eingeschmuggelt. Um mich selbst zu zitieren: „Endlich weiß ich, wie das berühmte Glyptichon aussah, das Dr. Morgenstern in der südamerikanischen Pampa suchte." (Vgl. auch die Abbildung auf S. 56 in diesem Heft.)

Und so entwickelte sich zwischen unserem aufmerksamen Leser Ralf-Dietrich Kahlke (K.), dem Hobble-Frank (H.) und der Redaktion (R.) folgendes Gespräch:

K.: Nichts für ungut, aber Ihr Vorwort in Heft 141 der Mitteilungen hat mich nun doch erheitert: Das „berühmte Glyptichon", das Dr. Morgenstern aus der Pampasformation ergrub, war in Wirklichkeit ein Glyptodon. Wenn es allerdings der Hobble-Frank gefunden hätte, dann wär's zweifellos ein Glyptichon gewesen.

H.: Een Glyptodon is een Kenner von de Schteenschneedekunst.

R.: Aber als Steinschneidekunst bezeichnet man doch die Glyptik ...

H.: Und weil der Don was von der Glyptik verschteht, is er eben een Glyptodon. Ich bin zwar nur Autoviadukt, denn ich habe eben alles meerschtenteels ganz von alleene gelernt; aber wenn das Genie mal drin im Menschen schteckt, dann is's eben nich' mal mit Keulen totzuschlagen.

K.: Das Glyptodon war eines der größten urzeitlichen Gürteltiere. Fossilien dieses riesigen gepanzerten Säugetieres wurden zum Beispiel in Argentinien, Venezuela und Brasilien gefunden. Seinen Namen, der „in Stein geschnittener Zahn" bedeutet, erhielt das Tier 1838 von dem englischen Paläontologen R. Owen. Es lebte während des Eiszeitalters (Pleistozän) und starb vor etwa 11 000 Jahren aus.

H.: Die Halbbildung verursacht doch nur unreenes Blut. Der Don schnitzt keine Zähne nich, sondern Schteene.

R.: Lieber Frank, wir haben extra im Lexikon nachgesehen. Das Wort Glyptichon gibt es gar nicht. Könnte es nicht doch sein, daß Du die Glyptik mit dem Wort „Triptychon" (dreiteiliges Altarbild) vermengt hast?

H.: Nu hört doch alles auf! Een Triptychon is een dreeteiliger Grenzübertrittscheen für Boote, das weeß doch jeder, der mit Elbwasser getooft is.

K.: Das ist doch alles keine Katastrophe, sondern eher lustig ...

R.: Frank, bitte! Es muß wirklich Glyptodon heißen. Sieh es doch endlich ein!

H.: Habe ich mich hier mal geirrt, so gibt's doch anderswo höhere Siriusregionen, und was keen Verschtand der Verschtändigen sieht, das sieht jeder Sachse, sobald's nur geschieht. Requiescat in panem!

Aus aktuellem Anlaß sehen wir uns leider gezwungen, auf eine weitere Mitarbeit des Hobble-Frank in der Redaktion der Mitteilungen zu verzichten. Allerdings hat er die Angewohnheit sich ungefragt einzumischen, wenn man am wenigsten damit rechnet. Sollte er wieder einmal zuschlagen, zögern Sie nicht, die Redaktion in Kenntnis zu setzen.

Herzlichst, ihre gk

Rudi Schweikert

Der Travellers' Club und der unermeßlich reiche reisende Engländer

Karl Mays Aufnahme eines ›Reise-Motivs‹ – mit mehr als nur einem Seitenblick auf Jules Verne

Welchem Karl-May-Leser wäre diese Adresse nicht geläufig: *Traveller-Klub, London, Near-Street 47*?

Nachdem May in seiner frühen Erzählung *Ein Abenteuer auf Ceylon* (1878) mit Sir John Emery Walpole die Figur des multimillionärrischen englischen Weltreisenden in sein Werk eingeführt hatte, der *Mitglied irgend eines berühmten Reiseclubbs* ist,[1] präzisierte er diese Angabe ein Jahr später in der erweiterten Umarbeitung der Geschichte, die unter dem Titel *Der Girl-Robber* im ›Deutschen Hausschatz‹ erschien. Nun trägt der wortkarg-spleenige Engländer den Namen Sir John Raffley und ist Mitglied nicht nur irgend eines berühmten Reiseclubs, sondern des neben dem Oriental Club berühmtesten Londoners Clubs weitgereister Herren, des, wie May schreibt, Traveller-Club, dem er die Adresse London, Near-Street 47 gibt.

Gegründet wurde der Travellers' Club (oder Travellers Club, auch Travellers-Club, Traveller's Club und Traveller Club) 1819. Aufnahmebedingung: Man mußte mindestens 500 englische Meilen gereist sein, gerechnet ab London[2], oder eine Grand Tour unternommen haben. Ausländische Reisende waren bei entsprechender Qualifikation im Club willkommen.

Wenn Mays Sir David Lindsay im *Schut* gegenüber Kara Ben Nemsi äußert: *Aber Ihr wißt, daß ich Mitglied vom Traveller-Klub, London, Near-Street 47, bin. Habe mich da anheischig gemacht, eine Reise von achttausend Meilen zu machen, ganz egal, wohin*[3], dann spielt letztere Aussage in gebührender Mayscher Übertreibung auf die tatsächliche Gepflogenheit des Clubs an.

Nach Plänen des englischen Architekten Sir Charles Barry (1795–1860) wurde 1829 bis 1831 das heute noch stehende Club-Gebäude in der Pall Mall errichtet, der Straße der Clubs, wenn man so will. Club-Haus, besser -Palast, reiht sich an Club-Haus. Rechts neben dem Travellers' Club schließt das mächtige Gebäude des Reform Club an, ebenfalls von Barry erbaut. Wie dieser Prachtbau oder der des Athenaeum Club von Decimus Burton (1800–1881) an der Ecke Waterloo Place/Pall Mall ist auch das Gebäude des Travellers' Clubs im Stil der Neorenaissance gehal-

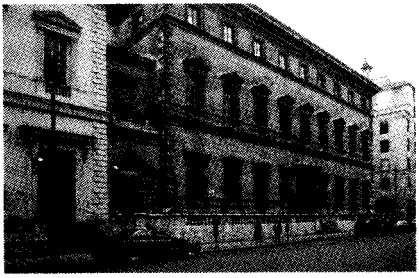
1 Karl May: *Ein Abenteuer auf Ceylon*. In: Frohe Stunden, 2. Jg. (1878), S. 238.

2 Karl Baedeker: London nebst Ausflügen nach Süd-England, Wales u. Schottland, sowie Reiserouten vom Continent nach England. Dritte verbesserte Auflage. Coblenz: Karl Baedeker 1868, S. XXXVIII. (Mit herzlichem Dank an Christoph Suin de Boutemard, Nienburg, für die Ermittlung.)

3 Karl May: *Der Schut* (GR VI), S. 541.

ten und erinnert an einen italienischen Palazzo.[4] – Nebenbei gesagt: Daß Jules Vernes Weltumrunder Phileas Fogg keinem der dem Reisen gewidmeten Clubs angehört, sondern dem politischen Reform Club, dem Club der Liberalen, benannt nach der Reform Bill von 1832, könnte durchaus eine bewußte Pointe des Autors sein.

Travellers' Club, London, Pall Mall
(Aufnahme: Mary Ann Sullivan, 2003)



Am linken Bildrand der Travellers' Club, anschließend der Reform Club
(Aufnahme: Mary Ann Sullivan, 2003)

Was Karl May jedoch bewegt hat, statt der tatsächlichen Adresse in der Pall Mall (Nr. 106) *Near-Street 47* anzugeben, bleibt offen. Wie der Ausdruck *Fowling-bull* (auf deutsch: Vogeljagd-Stier) dürfte sie auf Mays eigenem Phantasie-Mist gewachsen sein. Jedenfalls enthält keines der von mir konsultierten historischen Straßen-Verzeichnisse Londons eine Straße dieses Namens.[5]

---

4 Vgl. Karl Baedeker: London and its environs. 19th revised edition. Leipzig: Karl Baedeker, London: George Allen and Unwin Ltd., New York: Scribner's Sons 1930, S. 164: "On the 'sweet shady side' of Pall Mall, next to the Athenaeum, stands the *Travellers' Club*, founded in 1819 for gentlemen who have made the Grand Tour and built by Charles Barry in 1829–1831 in the style of the Palazzo Pandolfini in Florence; the *Reform Club* (the premier Liberal Club), likewise by Barry (1837–40), resembling the Palazzo Farnese at Rome; and the *Carlton Club* (the premier Conservative Club), by Sidney Smirke (1854–56), refaced in 1923 by Sir Reginald Blomfield." (Mit Dank an Christoph Suin de Boutemard, Nienburg.)

5 Für die in Frage kommenden Baedeker-Ausgaben überprüfte dies dankenswerterweise

Der Travellers' Club kam natürlich nicht erst durch Karl May in die Reise- und Abenteuer-Literatur. Ein großer Verbreiter war der bereits erwähnte Jules Verne (1828–1905). Nicht nur einmal verweist er in seinen Werken auf den Londoner Club.

Markant ist der Beginn von ›Cinq Semaines en ballon‹ (1863), dem ersten Roman aus der Reihe seiner ›Voyages Extraordinaires‹, der 1875 auf deutsch erschien,[6] also gerade mal vier Jahre vor Veröffentlichung von Mays *Der Girl-Robber*. Der erste Satz lautet, typisch für Vernes Präferenz des Präzisen: „Am 14. Januar 1862 hatte sich eine große Anzahl von Zuhörern zur Sitzung der Königlich Geographischen Gesellschaft in London, Waterlooplace 3, eingefunden."[7] – London, Waterlooplace 3: Die Marotte, ständig die exakte Anschrift des *Traveller-Klub, London, Near-Street 47* im Mund zu führen (wenn sie auch eine erfundene ist), dürfte, ich wage die Vermutung, hierher, von Jules Verne kommen.[8]

Zwar befinden wir uns nicht im Travellers' Club, doch nahebei (near). Der ›Held‹ des Buchs, Dr. Samuel Fergusson, tritt auf, ein unermüdlicher Weltreisender, Begleiter so mancher berühmten Expedition, der den afrikanischen Kontinent im lenkbaren Ballon überqueren will. Die Wellen der Begeisterung schlagen hoch unter den anwesenden „gealterten, erschöpften, kühnen Reisenden, sie, die ihr lebhaftes Temperament in allen fünf Weltteilen herumgeführt hatte; alle waren sie mehr oder weniger, physisch oder moralisch, Schiffbrüchen, Feuersbrünsten, den Tomahawks der Indianer, den Keulen der Wilden, dem Marterpfahl und Magen der Polynesier entronnen"[9]. Im Triumph wird Fergusson „zum Traveller's Club nach Pall Mall geführt, wo ein prächtiges Festmahl in Bereitschaft war. Der Umfang der servierten Schüsseln stand im Verhältnis zur Bedeutung der gefeierten Persönlichkeit, und der Stör, welcher bei diesem glänzenden Diner figurierte, maß nicht drei Zoll weniger an Länge, als Samuel Fergusson selbst."[10]

Ebenfalls 1875 erschien auf deutsch von Jules Verne ›Die Kinder des Kapitän Grant‹ (›Les Enfants du capitaine Grant‹, 1867/68). Darin geht es um die Suche nach einem Verschollenen, eben jenem Kapitän Grant. Geleitet wird die Suche von einem schottischen Lord, der mit Worten näher vorgestellt wird, die denjenigen

---

Christoph Suin de Boutemard, und zwar mit demselben Ergebnis: „Eine Straße namens ‚Near Street' ist in Reiseführern Baedekerscher Provenienz in den Jahren 1862 bis 1930 nicht nachweisbar." (Brief an den Verfasser, 19.10.2004.)

6 Bibliographische Angaben zu Verne, auch im folgenden, nach Volker Dehs: Jules Verne. Reinbek bei Hamburg ^{3}2000, S. 141ff.

7 Jules Verne: Fünf Wochen im Ballon. (= Collection Jules Verne, Bd. 5). Berlin/Herrsching 1984, S. 9.

8 Vgl. auch Jules Verne: Von der Erde zum Mond. (= Collection Jules Verne, Bd. 1), Berlin/Herrsching 1984, S. 16: „Am 5. Oktober um acht Uhr abends drängte sich eine dichte Menge in den Sälen des Gun-Clubs, 21. Union-square." Die Beispiele ließen sich mehren.

9 Verne: Fünf Wochen im Ballon, wie Anm. 7, S. 9.

10 Ebd., S. 13.

Mays sehr ähneln, als er Sir John Walpole schildert: „Lord Glenarvan, Malcolm-Castle" „besaß ein unermeßliches Vermögen".[11] *Sir John* von *Walpole-Castle [...] war [...] Besitzer eines unermeßlichen Vermögens.*[12] Im Gegensatz zu Mays Sir, einem eingefleischten Junggesellen, ist Vernes Lord gerade frisch vermählt. Aber wie Mays Walpole (*besaß [...] ein sehr gutes Herz*) und später Sir John Raffley ist auch Vernes Lord Glenarvan ein Ausbund an *Yin*, an Güte („aus seinen Augen sprach unendliche Güte").

Auf die Suche nach dem Verschollenen macht man sich mit einer Dampfyacht – auch Walpole beziehungsweise Raffley sind mit einer solchen unterwegs und auf der Verfolgung einer Entführten. Glenarvans Dampfyacht ist ein zweimastiger Segler, schnell wie ein Klipper, und mit seinem Auftritt beginnt der Roman: „Am 26. Juli 1864 dampfte bei starkem Nordost eine prachtvolle Jacht über den Wogen des Nordkanals."[13] Im Golf des Clyde hat die Dampfyacht ›Duncan‹ ihre Probefahrt gemacht, und sie ist wie Sternaus Dampfyacht *»Rosa«* aus dem *Waldröschen*, die ebenfalls am Clyde gebaut wurde und zur Suche nach Verschollenen benutzt wird, „ein äußerst solide gebauter Schnelldampfer, der eine weite Reise ohne Gefahr aushalten konnte. [...] Der Duncan konnte mit voller Dampfkraft jede bisher erzielte Schnelligkeit überbieten."[14]

May: *Es war einer jener ausgezeichneten Schnelldampfer, hundert Fuß lang, sechzehn Fuß breit und sieben Fuß tief, mit zwei Masten, Takel- und Segelwerk versehen, um den Dampf durch die Kraft des Windes zu unterstützen, so daß in Beziehung auf Geschwindigkeit es kein anderes Schiff mit einer solchen Yacht aufzunehmen vermag.*[15]

Welche Yacht ist nun aber die allerschnellste, die Vernes oder die Mays? Selbstredend gewinnt May: Die *»Rosa«* erreicht 18 Knoten, der ›Duncan‹ ›nur‹ 17 ...[16]

Ohne absolute Geschwindigkeitsangabe bleibt die Beschreibung von Sir John Emery Walpoles namenloser Dampfyacht in *Ein Abenteuer auf Ceylon* (und ebenso die von Sir John Raffleys Schiff in *Der Girl-Robber*), aber auch sie kommen vom Clyde, um nicht zu sagen von Jules Verne: *Der reiche Sohn Albions* [= Sir John Emery Walpole] *besaß eine jener wundervollen Dampfyachten, welche, auf den schottischen Docks am Clyde gebaut, durch ihre ungemeine Schnelligkeit berühmt sind und meist von wohlhabenden Privatleuten gekauft werden, um von ihnen zu schnellen Seereisen benutzt zu werden.*[17]

---

11 Jules Verne: Die Kinder des Kapitän Grant. Bd. 1. (= Collection Jules Verne, Bd. 11). Berlin/Herrsching 1984, S. 22 und 23.

12 May: *Ein Abenteuer auf Ceylon*, wie Anm. 1, S. 238.

13 Verne: Die Kinder des Kapitän Grant. Bd. 1, wie Anm. 11, S. 7.

14 Ebd., S. 35.

15 Karl May: *Waldröschen* (HKA II.4), S. 1084.

16 Siehe Verne: Die Kinder des Kapitän Grant. Bd. 1, wie Anm. 11, S. 35, und May: *Waldröschen*, wie Anm. 15, S. 1086.

17 May: *Ein Abenteuer auf Ceylon*, wie Anm. 1, S. 255. – Die Variante in *Der Girl-Robber* lautet (GR XI, S. 389f.): *Diese Chair-and-umbrella-pipe, wie er* [= Sir John

Ursprünglicher Besitzer der *»Rosa«* ist *Sir Henry Lindsay, von Nothingwell.*[18] – Das lautlich nah verwandte Motherwell liegt übrigens ganz in der Nähe am Clyde, und somit läßt sich die Gegend um Glasgow (Greenock, Motherwell und Loch Lomond, wo Vernes Malcolm-Castle liegt) als ein literarisches Stammland reisender Engländer (Schotten) bei Verne und May identifizieren, zumal der historische Sir David Lindsay (1490–1555) auch Schotte war und May gelegentlich seinen Figuren Namen von Dichtern verpaßte, wie etwa im Fall von Sternau, Hammer oder Helmers.[19] Auch Walpole gehört dazu: Horace Walpole (1717–1797). Das literarische Beziehungsspiel läßt sich noch erweitern durch den Umstand, daß einer der meistgenannten Schriftsteller in Jules Vernes Geschichten Sir Walter Scott ist, der klassische Bedichter Schottlands.

Kaum haben Lord Glenarvan und seine Begleitung den Hafen verlassen, steht unvermittelt eine unbekannte Gestalt an Deck. Der May-Leser glaubt, einen Lord Eagle-nest oder Sir David Lindsay zu erblicken, wenn auch der Bekleidung nach etwas entstellt, da ohne Zylinderhut und statt mit kariertem in kastanienbraunes Zeug gewandet: „Er glich einem langen Nagel mit großem Kopf".[20] Wie Lindsay hat er eine lange Nase und einen großen Mund, eine Brille trägt er wie Walpole und Raffley, auf dem Kopf sitzt eine Reisekappe, taschenreiche Jacke und Hose sind wie gesagt kastanienbraun, dazu hat er Halbstiefel und Gamaschen an, und selbstverständlich fehlt auch nicht das charakteristische Instrument, allerdings keine Hacke wie Lindsay, keine Chair-and-umbrella-pipe wie Raffley und auch kein zusammengeklappter umbrella-, music- and smoking-chair, wie der gleichermaßen überlange Master Nathaniel Robinson aus *Die Liebe des Ulanen* sein Multifunktionsgerät nennt, sondern die schlichte einfache Ausführung – ein Fernrohr, wie es der schottische Lord Castlepool (*Der Schatz im Silbersee*) trägt, dessen Schloß, dem Namen nach, wohl auch am Wasser liegt.

Der Mann ist ein Schussel von hohen Graden, Mays Carpio oder dem Kantor emeritus Hampel vergleichbar. Alles verwechselt er, der Jakob Paganel, Sekretär der geographischen Gesellschaft zu Paris, und dank seiner unbewußten Verwirrkunst dauert der Roman und die Reise auf dem 37. Breitengrad drei Bände lang.

Raffley] *es nannte, war ihm beinahe so lieb wie seine prachtvoll eingerichtete und pfeilschnelle kleine Dampfjacht, welche unten im Hafen vor Anker lag, und die er sich für seinen persönlichen Gebrauch auf den Werften von Greenock am Clyde, den in aller Welt berühmten Schiffsbauwerkstätten, hatte bauen lassen, weil er stets auf eigenen Füßen stehen und von dem Befehle eines Kapitäns nicht abhängig sein wollte.*

18 May: *Waldröschen,* wie Anm. 15, S. 1084.

19 Vgl. dazu Rudi Schweikert: Sich einen Namen wählen (1): Forster und Sternau. Untersuchungen zu Karl Mays Figurennamen. In: M-KMG 124/2000, S. 23–28. – Friedrich Julius Hammer (1810–1862), geboren in Dresden, gestorben in Pillnitz bei Dresden; Jan Frederik Helmers (1767–1813), niederländischer Dichter, beide wie May auch als Redakteure zeitweise tätig.

20 Verne: Die Kinder des Kapitän Grant. Bd. 1, wie Anm. 11, S. 45.

Am Ende heißt es dann, und damit wären wir wieder am Ausgangspunkt: „Die Teilnehmer dieser merkwürdigen Expedition, welche in den Annalen des Traveller-Club nicht ihresgleichen fand, hatten Chile, die Pampas, die Argentinische Republik, den Atlantischen Ozean, die Insel Tristan d'Acunha, das Indische Meer, die Insel Amsterdam, Australien, Neuseeland, die Insel Tabor und den Stillen Ozean durchzogen."[21]

Joachim Biermann

Charlotte, Kaiserin von Mexiko

Karl Mays Kolportageromane fußen zumeist auf historischen Ereignissen und Begebenheiten, die zur Zeit ihrer Abfassung nur wenige Jahrzehnte zurücklagen und so noch im Bewußtsein vieler Zeitgenossen präsent waren. Nicht zuletzt das erwartete Publikumsinteresse wird May und seinen Verleger Münchmeyer bewogen haben, den Schicksalen prominenter Gestalten der Zeitgeschichte wie etwa König Ludwigs II. von Bayern (*Der Weg zum Glück*), der französischen Kaiser Napoleon I. und Napoleon III. (*Die Liebe des Ulanen*) oder des unglücklichen Kaisers Maximilian von Mexiko (*Waldröschen*) im Romangeschehen eine herausgehobene Funktion zuzuweisen.

Die Ereignisse in Mexiko in den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts schildert Johannes Scherr unmittelbar nach Kaiser Maximilians Hinrichtung im Jahre 1867 in seinem Werk ›Das Trauerspiel von Mexiko‹, der Hauptquelle Mays für diesen historischen Komplex. Neben einigen sicher auch noch im öffentlichen Bewußtsein präsenten Fakten wird es vor allem dieses Werk gewesen sein, auf das May zurückgriff, als er auch die Gemahlin Maximilians, Kaiserin Maria Charlotta, als handelnde Gestalt im *Waldröschen* auftreten ließ. Ihrer Darstellung durch May soll im folgenden detailliertere Aufmerksamkeit gewidmet werden.

21 Jules Verne: Die Kinder des Kapitän Grant. Bd. 3. (= Collection Jules Verne, Bd. 13). Berlin/Herrsching 1984, S. 219.

Charlotte, Kaiserin von Mexiko. Ölgemälde von A. Graefle, 1865 (Bildarchiv der Österreichischen Nationalbibliothek, Wien)

Bei der Einführung Charlottes in die Handlung des Romans greift May, so wollen es seine Worte ganz offenbar suggerieren, auf allgemein verbreitetes Wissen der damaligen Zeit zurück:

Kaiserin Charlotte, die frühere Erzherzogin, ist ja eine belgische Prinzessin. (HKA II.6, 2247)[1]

Am 7.6.1840 kam Prinzessin Maria Charlotta als Tochter König Leopolds I. und Schwester des späteren Königs Leopold II. auf Schloß Laeken in Belgien zur Welt. Siebzehnjährig heiratete sie 1857 Erzherzog Maximilian (den jüngeren Bruder Kaiser Franz Josefs I.), der damals gerade zum Gouverneur der nördlichen italienischen Provinzen Lombardei und Venetien ernannt worden war. Insofern trifft die Charakterisierung als *frühere Erzherzogin* durchaus zu. Im gleichen Zusammenhang erwähnt May auch den Aufenthalt einer belgischen Delegation am Hofe Maximilians in Mexiko (die gleich auch in eine Intrige verwickelt ist) und flicht so geschickt die belgische Herkunft der Kaiserin in die Handlung ein.

Unweit des Fensters, in einem Fauteuil, sitzt die Kaiserin in all ihrer Jugend und Schönheit. Sie scheint mehr männliches als der Kaiser selbst zu besitzen. Er schwärmerisch, träumerisch und weich, sie nach Glanz und Ehren strebend, er ein Poet, sie eine feurige Trachterin nach materiellen Werthen. (HKA II.7, 2571)

Ein Beispiel für ihre zugreifende und energische Art stellt Charlotte dann auch sogleich unter Beweis, wenn sie praktisch anstelle Maximilians die von diesem verlangte *endgiltige Entscheidung* trifft:

»Bei dem siegreichen, überzeugenden Eifer, mit welchem diese hochwichtige Angelegenheit soeben vorgetragen wurde, kann die Entscheidung nicht zweifelhaft sein. Ich stimme bei.« Max nickte und sagte, zu dem Minister gewendet: »Sie hören, wie man sich beeilt, meiner Anerkennung vorzugreifen. [...]« (HKA II.7, 2571f.)

Diese Charaktereigenschaft Charlottes ist allgemein überliefert; so soll es wesentlich ihrem Ehrgeiz und ihrer Überredungskunst zuzuschreiben sein, daß Maximilian die ihm von Napoleon III. angebotene mexikanische Kaiserkrone annahm. Auch als 1866, wie ja auch May darstellt, die französischen Truppen Mexiko verließen, war es wiederum Charlotte, die ihren Mann überzeugte, zu bleiben und seine Position zu behaupten.

Auch Mays Erwähnung von Charlottes *Jugend und Schönheit* trifft für die damals 27jährige durchaus zu, wie zeitgenössische Bildnisse eindrucksvoll belegen können.

---

1 Zitate stammen jeweils aus der historisch-kritischen Ausgabe (HKA) des *Waldröschen*, die als Bände II.3–8 1997ff. erschienen sind.

Kurz vor der Hinrichtung Maximilians läßt May die folgende Szene spielen:

> *Dann zog er* [Maximilian] *seine Uhr und ließ eine daran angebrachte Feder spielen. Es sprang ein Deckel auf, welcher das Miniaturportrait der Kaiserin Charlotte barg. Er küßte das Bild und reichte dann die Uhr dem Beichtvater mit der Bitte: »Ueberbringen Sie dieses Andenken meiner geliebten Gattin in Europa. Sollte dieselbe Sie jemals verstehen können, so sagen Sie ihr, daß meine Augen sich schließen mit ihrem Bildnisse, welches ich mit nach oben nehme!«* (HKA II.8, 3750)

In der Tat weilte Charlotte zu diesem Zeitpunkt schon seit längerem in Europa. Sie war dorthin geeilt, um – vergeblich – zunächst bei Napoleon III. und dann beim Papst Beistand für ihren Mann zu erbitten. Die Entbehrungen der Reise und wohl noch mehr die erlittenen Enttäuschungen ließen sie, wie May in obigem Zitat andeutet, in geistige Umnachtung fallen.

Damit ist ein Thema aufgeworfen, daß gerade im *Waldröschen* eine so große Bedeutung hat wie in keinem anderen Werk Mays, der Irrsinn, der diverse Figuren des Romans befällt – teils aus ähnlichen Enttäuschungen heraus wie die Kaiserin, teils durch Giftanschläge. Man könnte meinen – selbst wenn Gift und Irrsinn gängige Themen der bunten Kolportagewelt waren –, daß May durch die historisch verbürgte und der Welt für lange Zeit Gesprächsstoff liefernde Geistestrübung der Kaiserin Charlotte vielleicht erst veranlaßt wurde, diesem Thema jene Dominanz im *Waldröschen* zu geben, die es innehat.

Die geistige Umnachtung der Kaiserin wird noch mehrfach thematisiert. Als man Maximilian dazu drängen will, Mexiko zu verlassen, ist sie das letzte, gewichtigste Argument, mit dem General Mejia den Kaiser zu überzeugen versucht:

> *»Denken Sie unserer hohen Kaiserin. Noch ist vielleicht Rettung für sie möglich. Vielleicht belebt sich ihr Auge, wenn es auf den Mann fällt, dem ihre Seele, ihr Herz, ihr Leben gehört. Soll sie in die Nacht unrettbaren Geistestodes fallen, wenn sie vernimmt, daß dieser Mann gestorben sei, gestorben am Kreuz im dunklen Winkel, gestorben den Tod des Verbrechers?«*
> *Da entzog der Kaiser ihm seine Hände und legte sie sich vor das leichenblasse Angesicht.* [...]
> *»*[...] *Mein Weib, meine Charlotte soll nicht dem unheilbaren Wahnsinn verfallen, wenn es mir möglich ist, ihrem Geiste das Licht wiederzugeben. Also Sie halten die Rettung für möglich?«*
> *»Ja.«*
> *»Aber nur durch die Flucht?«*
> *»Nur durch sie.«* (HKA II.8, 3635f.)

Die Geschichte wollte, daß es anders kam. Und May gelingt es, die so geheimnisvoll erscheinende Umnachtung der Kaiserin im Sinne der Kolportage weiterzuspinnen. Natürlich muß es auch in diesem Falle Gift gewesen sein, und der Giftmischer steht auch schon parat: Pater Hilario. Ein geheimnisvoller Besucher sucht ihn im Kloster della Barbara auf und bringt das Gespräch auf die Giftpflanze Toloadschi:

> *»So spricht man von einer Kaiserin, von welcher das Volk nichts wissen wollte, weil sie und der Kaiser dem Letzteren aufgedrungen worden waren. In einem Kloster wohnte ein früherer Pater, der sich sehr viel mit Medizin beschäftigt hatte und be-*

sonders ein ausgezeichneter Kenner des Toloadschi war. [...] *Zu diesem Pater kamen zwei Männer und verlangten von diesem Wahnsinn erzeugenden Gifte. Sie machten keinen Hehl daraus, daß es für die Kaiserin bestimmt sei, erhielten es aber dennoch, natürlich gegen die Auszahlung einer angemessenen Summe, deren Höhe ich sogar kenne.* [...] *Die Kaiserin erhielt das Gift. Nach und nach stellten sich die Verwirkungen, welche den völligen Wahnsinn vorbereiten, ein. Die hohe Dame war gezwungen, einen anderen Kaiser, von dem ihre Krone abhängig war, zu besuchen, um die Erfüllung eines Wunsches von ihm zu erlange, was allerdings vergeblich war. Kurze Zeit darauf trat der Wahnsinn bei ihr ein.«*
»Vielleicht hat sie sich über die Vergeblichkeit dieser Reise und die Nichterfüllung ihres Wunsches so sehr aufgeregt und gekränkt, daß dies der Grund ihrer Krankheit ist.«
»Sie hieß es allerdings, und so heißt es noch überall; aber Eingeweihte wissen es besser. [...]« (HKA II.8, 3408f.)

Geheimnisumwitterte tragische Schicksale Prominenter haben offenbar schon immer die menschliche Phantasie animiert. Die offizielle Version wird infrage gestellt und geheime Intrigen und verbrecherische Machenschaften ins Spiel gebracht. Nicht anders geht auch May hier vor. Dabei hätte auch die wahre Geschichte der umnachteten Kaiserin gut in das *Waldröschen* hineingepaßt. Nach des Kaisers Hinrichtung wurde Charlotte zurück nach Belgien gebracht, wo sie in einem Schloß nahe Brüssel noch 60 Jahre vor sich hin dämmerte:

„Besucher empfing sie für gewöhnlich in einem Raum, in dem 20 oder mehr Stühle aufgereiht standen. Sie kam herein, begrüßte feierlich auf jedem der Stühle einen fiktiven Gast und wandte sich dann erst an den Besucher. In späteren Jahren verbrachte sie endlose Stunden mit Umkleiden und Frisieren. Eines Tages soll sie sich plötzlich in einem Spiegel gesehen und begriffen haben, daß sie keine jugendliche Schönheit mehr war; darauf ließ sie alle Siegel im Schloß zerschlagen. [...] Sie starb 1927 im Alter von 86 Jahren, und bis zuletzt murmelte sie immer wieder wirre Sätze über fiktive Königreiche und Dynastien vor sich hin."[2]

Das wäre sicherlich etwas für Mays Phantasie gewesen und gemahnt an die traurige Geschichte des Juan Alimpo. Doch konnte May dies alles noch nicht wissen. Zur Zeit der Veröffentlichung des Werkes seines Gewährsmanns Scherr war die Kaiserin noch an einem nicht uninteressanten Ort:

Dort drüben über der See lag auch Miramare, wo die Kaiserin gestörten Geistes durch die Gemächer und Gärten irrte, nichts von all der Herrlichkeit bemerkend, durch welche sich dieser Edelsitz vor tausend anderen auszeichnet. (HKA II.8, 3749)

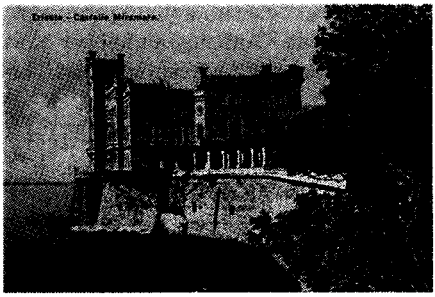
Schloß Miramare hatte sich Maximilian 1856–1860, als er noch Gouverneur von Venetien war, nach Plänen des Wiener Baumeisters Carl Junker errichten lassen. Dort hatte das jungvermählte Erzherzogspaar die ersten, glücklichen Jahre verbracht. Und dorthin hatte Leopold II. seine umnachtete Schwester 1867 zunächst bringen lassen, bevor er sie nach Maximilians Tod nach Belgien zurückholte.

---

2 Adam Hochschild: Schatten über dem Kongo. Die Geschichte eines der großen, fast vergessenen Menschheitsverbrechen. Stuttgart ^{6}2001, S. 388f.

Nicht nur, weil es mit dem unglücklichen mexikanischen Kaiserpaar verbunden ist, sondern auch, weil sich dort später die österreichische Kaiserin Elisabeth (Sissy) und das österreichische Thronfolgerpaar aufhielten, die beide von Mörderhand umkamen, haben sich um Schloß Miramare vielerlei Legenden und Gerüchte gebildet, deren Quintessenz es ist, daß eine Übernachtung auf dem Schloß einen raschen und meist unnatürlichen Tod zur Folge habe.[3]

Wie weit solche Gerüchte bereits zu Mays Zeiten verbreitet waren, ist unklar. Sie könnten ihn möglicherweise dazu veranlaßt haben, Schloß Miramare auch zum geheimnisvollen Schauplatz im letzten Teil von *Der Weg zum Glück* zu machen. Doch hat er zur Zeit der Abfassung dieses Romans nur wenige Jahre nach dem *Waldröschen* offenbar schon wieder vergessen, daß dort zeitweilig die wahnsinnige Kaiserin Charlotte wohnte, denn wir lesen dort lediglich:



[Max Walther und Johannes Weise] *beabsichtigten, für einige Tage in Triest und Umgebung herumzustreifen, und besonders sich das berühmte Schloß Miramare anzusehen, den Lieblingsaufenthalt des so unglücklich geendeten Kaisers Max von Mexiko.* (HKA II.31, 3103)

Wenig später taucht diese Information noch einmal auf, ohne daß May mehr daraus macht. Dieser historische Kontext war in einem König-Ludwig-Roman für May offenbar nur mehr am Rande von Interesse:

> *Das berühmte Schloß Miramare, welches jetzt dem Kaiser von Oesterreich gehört, früher aber Eigenthum des unglücklichen Kaisers Max von Mexiko war* [...]. (HKA II.31, 3221)

Matthias Feuser sei für die Anregung zu diesem kleinen Aufsatz und für den Hinweis auf das Buch von Adam Hochschild gedankt.

3 Wir wollen nicht verschweigen, daß wir diese Angabe einer Abhandlung über Triest im Internet entnommen haben, ohne sie weiter überprüfen zu können. Sie erscheint aber durchaus seriös und glaubhaft.

Erwin Müller

Die Fundstelle (17)

Aus vielen zeitgenössischen Quellen und der umfangreichen Karl-May-Sekundärliteratur, vor allem aber aus seiner Autobiographie ›Als wär's ein Stück von mir‹, kennen wir die große Begeisterung und Bewunderung Carl Zuckmayers (1896–1977) für seinen Dichterkollegen Karl May, die darin gipfelten, daß er seiner 1926 geborenen Tochter aus der zweiten Ehe mit der Schauspielerin und späteren Schriftstellerin Alice Herdan-Zuckmayer den Namen Winnetou gab.

In der ›rororo-Bildmonographie‹ von Thomas Ayck (geb. 1939) über Carl Zuckmayer schildert der Verfasser, wie stark dessen Amerikabild durch Karl May geprägt worden ist. Zuckmayer war 1939 – aus der Schweiz kommend – mit seiner Familie in die USA emigriert, wo er zunächst mit der Mentalität und Lebensweise des Gastlandes nicht zurechtkam, vor allem während der Anfangszeit in New York und Hollywood. Wie sich dieser Zustand aber schlagartig änderte, berichtet Thomas Ayck[1] im folgenden:

> „[...] er versöhnte sich erst mit dem Exil, als er ›Die Farm in den grünen Bergen‹ übernahm. Unter diesem Titel schilderte seine Frau Alice Herdan 1949 Erfahrungen, Erlebnisse und Begegnungen in Vermont, Virginia, sprach von der Stille des Farmerdaseins, vom harten Klima, den schweren Arbeitsbedingungen. Hier entdeckte Zuckmayer seine Jungendträume vom Abenteuer in der Fremde wieder, von Wildnis, Tieren, Wäldern und Selbstbehauptung. Seine Begeisterung für Karl May spricht aus diesem Amerika-Bild, seine Phantasiewelt des Indianer- und Cowboy-Lebens. Hatte er nicht aus Karl-May-Begeisterung seine Tochter Winnetou genannt? War er nicht noch im Alter stolz darauf, daß Ernst Bloch und er sich über die entlegensten Gestalten Karl Mays verständigen konnten? Und hatte er nicht 1924/25 einen Indianer-Roman, der unvollendet blieb, mit dem Titel ›Sitting Bull‹ geschrieben – eine Geschichte von Menschen, die wie kräftige, liebevolle Tiere in der Natur leben und aus ihrer Unschuld durch die Begegnung mit geldgierigen Weißen gerissen werden? Ja, Zuckmayer verstand die USA als ein Land der naturverbundenen Indianer, als Szenerie der Freibeuter, Pioniere. Er begriff sie auch als Herausforderung für den Exilierten. Er, der Heimat suchte und fand, war nicht bereit zu resignieren und verlangte von sich, zu überleben."

1 Thomas Ayck: Carl Zuckmayer in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten. Rowohlts Monographien Bd. 256. Rowohlt Taschenbuchverlag, Reinbek bei Hamburg 1977, S. 114–115.

Wilhelm Brauneder

May über May: ein ›Vielgelesener‹ – kein ›Vielgereister‹ (II)

7. Bühnen- und Romanfiguren

Wenn also nach dem bisher Ausgeführten May mit seinen ›Freuden‹ keine plakative, direkte Identifikation beabsichtigte, so bleibt immerhin als Gegenargument, daß er Winnetou doch sehr spezifisch sterben läßt, nämlich *in meinen Armen*, die also jene Old Shatterhands sind: Ergreifendere Identifikation kann es ja gar nicht geben! Diese Szene ist aber nur in einem Nebensatz zum Hauptthema ›Ave Maria‹, *bei dessen Klängen* sie spielt, erwähnt und überdies einem anderen Thema angefügt, nämlich der Mitteilung, May beabsichtige *Winnetou auf die Bühne zu bringen* (21). Welcher Winnetou aber ist das? Es ist, so May ausdrücklich, *mein Winnetou*! Zufolge dieser Formulierung kann dieser Winnetou die von ihm als *literarischer Papa* geschaffene Literarfigur sein. Und tatsächlich: Im Kontext muß es wohl eine solche sein, denn als Parallele zu seinem Winnetou nennt er eine andere Literarfigur, nämlich *Shakespeare seinen Othello*. Dieser, auch Shakespeare *sein Mohr*, so May zur Parallele *seines* Winnetou, ist eine wenngleich nicht von Shakespeare erfundene, aber von ihm für die Bühne geschaffene Figur. Mit dieser Bühnenfigur stellt May seinen Winnetou noch durch einen konkreten Vergleich auf eine Ebene, wonach *es keine edlere und ergreifendere Bühnengestalt geben kann* als ihn! Mit all dem ist aber durchaus nichts über einen realen Winnetou gesagt, sondern darüber, daß die Romangestalt zur *Bühnengestalt* werden solle. Auch die Feststellung vom *hochragenden Häuptling der Apatschen, der ganz desselben tragischen Todes sterben mußte, welchem seine untergehende Nation verfallen ist*, kann sich auf die Roman- bzw. werdende Bühnenfigur beziehen, und zwar als Allegorie für *seine* Nation. An diese Einlassungen Mays über Roman- und Bühnenfiguren folgt nun: *Mir klingt noch heute das Ave Maria in den Ohren* [...]. Bloß so formuliert wäre dies sehr unpräzise – welches Ave Maria – ›das‹, nicht ›mein‹ – und wo? Diese Aussage bedarf daher unbedingt einer weiteren Erklärung, die May mit dem zweiten Halbsatz liefert: [...] *bei dessen Klängen er in meinen Armen die Augen schloß*. Wegen einer bewußten Identifikation wurde dies also nicht hingeschrieben! Gleich darauf folgt denn auch das Ave Maria selbst: Um dieses eben geht es.

Was also selbst bei diesen identifikationsverdächtigen Szenen an Identifikation bleibt, ist nicht bloß sehr wenig, sondern wohl etwas ganz anderes. Auch hier: Kein Vielgereister in der Heimat schreibt sich manches von der Seele, sondern ein Vielschreibender, eingebettet in sein selbst geschaffenes Umfeld, in das seiner Romanfiguren, als der sie formende Autor! May formuliert so, als würde der Roman- respektive Bühnen-Winnetou leben, nicht aber, wie wenn er dem Leser suggerieren möchte, Winnetou habe tatsächlich existiert. Dies bestätigt eine Äußerung Forst-Battaglias, wie gleichzeitig diese durch die *Freuden und Leiden* bekräftigt wird:

„Wie Balzac hat Karl May seine Figuren allmählich als Menschen von Fleisch und Blut behandelt [...]".[43] May hatte dies allgemein zu seinen Figuren schon zwei Jahre zuvor in dem bekannten Brief vom 9. August 1894 festgehalten.[44] *Die Gestalten, welche ich bringe (Halef Omar, Winnetou, Old Firehand* [...]*) haben gelebt* [...]. *Gestalten* also und May ›bringt‹ sie in seinen Erzählungen, wie er nun auch Winnetou als *Bühnengestalt* bringen möchte! Das klingt schon jetzt, 1896, ganz so, wie er sein Pseudonym Oberlehrer Franz Langer 1909 sagen läßt, gleich Karl May gäbe es *doch wahrscheinlich Autoren genug, denen es eine Lust sein würde, einen »Winnetou«, einen »Hadschi Halef Omar« oder eine »Marah Durimeh« zu schaffen!*[45] Tatsächlich charakterisiert Langer, also May, (seinen) Winnetou als *Prototyp*, der für die *neue germanisch-indianische Rasse* Nordamerikas stehe und (seine) Marah Durimeh als *Personifikation* der *Menschheitsseele*.[46] Es handelt sich somit eingestandenermaßen um Romanfiguren. Nach Mays weiterem Zeugnis aus dieser späteren Zeit, 1910, war Winnetou ein ihm schon im Gefängnis gekommener Gedanke,[47] keine Bekanntschaft aus den Prärien von Kansas oder wenigstens eines Wiesengrunds in Sachsen. Langer/May gibt sich übrigens 1909 nicht als Reiseschriftsteller, als Vielgereisten, aus, sondern er ist wie schon 1896 ein Vielgelesener, nämlich *der meistgelesenste Schriftsteller in der gegenwärtigen deutschen Literatur.*[48] Knapp zuvor, 1907, rührte die Wiener ›Neue Zeitung‹ nicht für den Reiseschriftsteller May die Werbetrommel, sondern für einen „sensationellen Roman" des „berühmten Schriftstellers".[49]

Identifikationen, die, genau besehen, gar keine echten Identifikationen sind, finden sich freilich nicht erst 1896 in den *Freuden und Leiden*. Ein Jahr zuvor, nämlich in der ersten Jahreshälfte 1895, hatte May beispielsweise einen Briefwechsel mit Wilhelm Matthäi. Dieser schrieb May, so ist dessen Antwort vom 22. Juni 1895 zu entnehmen,[50] am 30. März 1895 einen Brief mit folgendem Hauptinhalt: Er, Matthäi, wolle für die Zeitschrift ›Der gute Kamerad‹ eine Geschichte schreiben (May: *Also eine Geschichte für den guten Kameraden wollen Sie schreiben?*); dafür erbat er sich von May die Erlaubnis, Old Shatterhand und Winnetou als Figuren verwenden zu dürfen (May: [...] *ertheile Ihnen sehr gern die Erlaubniß, mich (Old Shatterhand) und Winnetou mit anzubringen* – sic!).

---

43 Otto Forst-Battaglia: Karl May. Ein Leben, ein Traum. Zürich, Leipzig, Wien 1931, S. 67.

44 Zit. nach Claus Roxin: „Dr. Karl May, genannt Old Shatterhand". In: JbKMG 1974, S. 20.

45 Franz Langer (= Karl May): *Die Schund- und Giftliteratur und Karl May, ihr unerbittlicher Gegner*. In: Mährischer Volksbote. Brünn 3.7.1909, S. 2.

46 Ebd., 26.6.1909, S. 1.

47 LuS, S. 136.

48 Vgl. Anm. 46.

49 Die Neue Zeitung, Wien 24.12.1907: *Das Geldmännle* als „ungemein fesselndes Bild der arbeitenden Kreise".

50 Kopie Archiv Wilhelm Brauneder.

Schon die Anfrage ist unter dem Blickwinkel der Identifikation höchst merkwürdig: Ginge nämlich Herr Matthäi strikt davon aus, May berichte Selbsterlebtes, so könnte er doch wohl kaum auf die Idee kommen, dem echten Erleben noch von ihm Erfundenes hinzufügen und das überdies May zumuten zu wollen. Wer wäre wohl auf die Idee gekommen, berühmte Forschungsreisende wie etwa Stanley oder Livingstone zu bitten, sie als Figur eines Reiseromans verwenden zu dürfen? Ihnen also zuzumuten, eine erfundene Reise mit erfundenen Abenteuern zu unternehmen? Aber ebenso merkwürdig ist – unter der Annahme von Identitätsbezeugungen – Mays Antwort. Er erteilt nämlich die zitierte *Erlaubniß*: May würde also, unter der Annahme der Identifikation, gestatten, daß er über einen ernsthaften Reisenden hinaus auch als Romanfigur verwendet wird! Herr Matthäi dürfe also Reiseerlebnisse von May berichten, welche dieser gar nicht erlebt hat! Als tatsächlicher Reiseschriftsteller genommen, wird er also erlauben, daß man Unwahres über ihn berichtet! Bei strikter Identifikation hätte sich May ein derartiges Ansinnen mit Nachdruck verbitten müssen – das aber tut er nicht und behandelt seinen Old Shatterhand als das was er ist, nämlich als Romanfigur. Merkwürdig ist weiter der Umstand, daß die Erlaubnis unter einer Bedingung steht: *Nur bitte ich Sie, mich von den feindlichen Indianern nicht ermorden zu lassen, denn alle meine Leser wissen, daß ich noch lebe*. Im Hinblick auf eine Identifikation besteht die Merkwürdigkeit darin, bis auf den Tod alles mit dem – bei Identifikation ja realen – Old Shatterhand machen zu dürfen. Was May/Shatterhand da alles hätte angedichtet werden können: Haftstrafen, Seancen, Scheidung, Kolportageschriftsteller! Eine derart pauschale Erlaubnis ist bei von May gewollter Identifikation unglaubhaft.

Weniger unwahr erscheint aber die *Erlaubniß*, wenn man sie auf Old Shatterhand und Winnetou als Romanfiguren Mays bezieht: Herr Matthäi darf diese verwenden, nur sterben lassen darf er Old Shatterhand nicht. Man versteht May: Er braucht Old Shatterhand seines geregelten Einkommens wegen noch für eigene Erzählungen. Gegen diese Annahme, Mays *Erlaubniß* meine Romanfiguren, stehen nun zwei Aussagen: Einmal die Wendung, es beziehe sich die *Erlaubniß* auf *mich (Old Shatterhand)*, wonach sich May eindeutig als Old Shatterhand bezeichnet. Damit stimmt die weitere Bemerkung überein, *Ich* [war] *zur Auerochsenjagd im Kaukasus eingeladen, wo man Old Shatterhand schießen sehen wollte, und nun, da ich heimgekehrt bin* [...]. Das ›Ich‹, das ›Mich‹ ist stets mit ›Old Shatterhand‹ identifiziert. Aber wie in den ›Freuden‹ mutet der Stil seltsam an: [...] *wo man Old Shatterhand schießen sehen wollte* [...], *mich (Old Shatterhand)*. Warum heißt es nicht einfach: ›Wo man mich schießen sehen wollte‹, warum ist dem ›mich› das ›Old Shatterhand‹ in Klammer nachgesetzt? Die seltsame Aufteilung in das reale Ich einerseits und den davon abgehobenen Old Shatterhand andererseits schimmert hier vor, aber wie dann in den ›Freuden‹ durch. Was die Auerochsenjagd betrifft, so mag es richtig sein, daß May (›Ich‹) tatsächlich eingeladen worden war, auch, daß May (›Ich‹) heimgekehrt war – er schreibt ja nicht von wo. Denn ein direkter Zusammenhang dieser Heimkehr mit dem Kaukasus besteht nicht, in diesen war er nur eingeladen worden, er sagt nicht, daß er tatsächlich dort war. Wäre es so, müßte der Satz wohl anders lauten: „Aufgrund einer Einladung zur Auerochsenjagd war ich im Kaukasus gewesen, dort wollte man meine Schießkünste sehen, von dort bin ich

nun heimgekehrt". So aber liegt derselbe Trick wie in den ›Freuden‹ vor: May (›Ich‹) war zu einer Auerochsenjagd eingeladen worden, denn *man (wollte) Old Shatterhand schießen sehen*, für welchen ›man‹, nämlich die Einladenden, May hielt. Wie bekannt: fremde Identifikation! May verschleiert sie ein wenig dadurch, daß er von seiner Heimkehr spricht – aber, wie gesagt, nicht unbedingt aus dem Kaukasus. Bleibt die Wortfolge *mich (Old Shatterhand).* Gerade mit unserem Wissen über die Schein-Identifikationen kann dies aber auch bedeuten: „Bringen Sie in Ihrer Erzählung mich, den man für Old Shatterhand hält, bringen Sie mich, wie ich mich als einen Old Shatterhand beschreibe". Und besonders Herr Matthäi, der ja um die Verwendung von Romanfiguren bat, mußte dies wohl so begreifen.

Damit ist aber gleichzeitig gesagt, daß beispielsweise Herr Matthäi Mays ›Reiseerlebnisse‹, so die meisten Bandtitel, doch ganz im Sinne des Reihentitels als ›Reiseromane‹ verstand. Ebenso war etwa 1893 dem ›Fränkischen Volksblatt‹ Band XVI ein ›Roman‹, im Jahre zuvor, 1892, der ›Neuen Würzburger Zeitung‹ die Bände I und III ›Reise-Erzählungen‹, mit denen keine ›Reisebeschreibung‹ wetteifern könne.[51] Für eine Beschreibung hielt sie also das aus Mays Feder Geflossene nicht, sondern für ›Erzählungen‹!

Ähnlich verhält es sich bei einem Brief Mays vom 8. Juli 1898 an den Prager Verleger Josef R. Vilimek.[52] May teilt hier mit, seine Werke seien die *Früchte langer und angestrengter Studien* sowie die *Erfolge fast dreißigjähriger Reisen, Entbehrungen und Gefahren.* Die erste Behauptung belegt Ergebnisse der Forschung, daß nämlich May nicht ohne Vorlagen gearbeitet, sondern vielmehr Einschlägiges vom Sprachführer über Reisebeschreibungen bis hin zu Erzählungen benützt hat. Es verweist dies auch auf den Ort derartiger Studien, nämlich die Studierstube daheim (und – eventuell[53] – die Gefängnisbibliothek), da die zweite Werkgrundlage Gegenteiliges vorstellt, nämlich die Außenwelt mit *Reisen, Entbehrungen und Gefahren.* Vorschnell mag man dazu geneigt sein, sich entbehrungsvoll-gefährliche Reisen vorzustellen, und zwar dieser Charakteristik wegen natürlich solche in den Wilden Westen oder Nahen bis Fernen Osten. Das suggeriert Identifikation: Vom Briefdatum 30 Jahre zurückgerechnet, kämen wir übrigens in das Jahr 1868, somit zur Fabel schon früher Reisen etwa des Greenhorns als Hauslehrer nach St. Louis, oder

51 Volker Griese: Aus dem Blätterwald Würzburgs. In: M-KMG 108/1996, S. 49.

52 Zit. nach Klaus Hoffmann: Old Shatterhand in Böhmen. In: Stifter-Jahrbuch 1996. München 1996, S. 63.

53 Die Möglichkeit des Lesens im Gefängnis scheint allerdings reichlich beschränkt gewesen zu sein. In Waldheim war den Sträflingen nur „an den Sonntagen in ihrer arbeitsfreien Zeit das Bücherlesen gestattet." (M. Koppel: Die Vorgeschichte des Zuchthauses zu Waldheim. Leipzig 1934, S. 155). Der Waldheim-Insasse August Röckel, ein 1848er-Revolutionär, hatte Mühe, Bücher entlehnen zu können – selbst die Bibel. (August Röckel: Sachsens Erhebung und das Zuchthaus zu Waldheim. Frankfurt/Main 1865. S. 292ff., 303, 367).

wir fänden gar Gustav Urbans merkwürdige Erinnerungen[54] bestätigt. Dem ist natürlich gar nicht so. Mays Behauptung kann aber als eine ›andere‹ Realität genommen werden: *Reisen, Entbehrungen und Gefahren* stehen als Aufzählung gleichwertig nebeneinander, die beiden letzteren sind durchaus nicht durch erstere bedingt. Seine erwähnten ›Reisen‹ führten ihn nicht über Weston in die Rocky Mountains, sondern über Rehau in Oberfranken ins böhmische Erzgebirge, ›Entbehrungen‹ litt er nicht im Llano estacado, sondern in sächsischen Strafanstalten, und ›Gefahren‹ dräuten nicht von Skipetaren, sondern österreichischen oder sächsischen Gendarmen.

8. May im Ausland, May in Amerika

Auf seinen Reisen war May mit Sicherheit ins Ausland gekommen. Ausland, das bedeutet: fremde Staaten.[55] Und solche umgaben das Königreich Sachsen in nicht geringer Zahl: im Norden und Osten Preußen, im Süden Österreich, im Westen Bayern, Sachsen-Altenburg, Sachsen-Weimar-Eisenach sowie Reuß Ältere und Jüngere Linie. Die Grenze zu Sachsen-Altenburg lag keine 15 Kilometer, seine Exklave Rußdorf gar nur 5 Kilometer von Hohenstein-Ernstthal entfernt.[56]

Nahezu Ausland, nämlich teilsouveräne Gebiete, gab es sogar im Königreich Sachsen selbst, deren eigene Gerichtsbarkeit mit einem ausdrücklich betonten ›staatlichen Charakter‹ erst am 15. November 1878 zu Ende ging: Es waren dies die Schönburgischen Rezeßherrschaften, Schönburg-Forderglauchau und Schönburg-Hinterglauchau, zu ersterer gehörte Hohenstein, zu letzterer Ernstthal;[57] May aus Ernstthal befand sich demnach bis 1878 selbst in Hohenstein und im umliegenden sächsischen Gebiet nahezu im Ausland! Alle diese Staaten und teilsouveränen Gebiete vereinigte zwar bis 1866 der Deutsche Bund, er hob aber als Staatenbund die Souveränität seiner Mitgliedstaaten nicht auf, jeder blieb dem anderen gegenüber Ausland.

Ein ›Sachse‹ schlechthin war so als Staatsbürger noch nicht definiert: »[...] *Was für einer? Königreich? Altenburg? Koburg-Gotha? Meiningen-Hildburghausen?*« läßt May Tante Droll fragen, darauf Hobble-Frank antworten: »*Königreich! Königreich!* [...]« und jenen für sich ergänzen: *Sachsen-Altenburg*.[58] Anders als Droll, *der ge-*

---

54 Gustav Urban: Fährten von Mays erster Amerikareise. In: KMJb 1925, S. 76ff.; sowie noch 1962 dazu ders.: Karl Urbans „Erinnerungen" an Karl Mays „Aufenthalt" 1864. Nachgedruckt in: W. Brauneder (Hg.): Karl May und Österreich. Husum 1996, S. 221ff.

55 Vgl. auch Klaus Hoffmann: Karl May als „Räuberhauptmann" ... II. In: JbKMG 1975, S. 268ff., mit Beispielen zur zeitgenössischen Verwendung von ›Ausland‹.

56 Christian Heermann: Karl May – ein Sachse? In: ders. (Hg.): Karl May auf sächsischen Pfaden. Bamberg, Radebeul 1999, S. 176; Faltkarte in: Meyers Reiseführer. Erzgebirge, Vogtland, Nordböhmen .... Leipzig, Wien 1914.

57 Heermann, wie Anm. 56, S. 176f.; W. Schlesinger: Die Landesherrschaft der Herren von Schönburg. Münster, Köln 1954, insbes. S. 159f., 184f; „Forderglauchau" ist kein Irrtum.

58 Karl May: *Der Schatz im Silbersee* (HKA III.4 1987), S. 491.

borene Altenburger, besitzt demnach Frau Rosalie Ebersbach ihre *gute, sächsische Schtaatsangehörigkeit.*[59]

Ein königlich-sächsischer Staatsbürger war eben in Sachsen-Altenburg ebenso Ausländer wie in Preußen oder in Österreich und damit hier überall im Ausland, wenngleich auch nicht in der Fremde. Außer Österreich und Bayern verband die vorgenannten Staaten ab 1867 der Norddeutsche Bund. Zwar war er nun ein Bundesstaat, aber von so lockerer Konstruktion, daß die eben geschilderte Situation im Wesentlichen unverändert blieb. Mit seinen frühen Aufenthalten war May somit tatsächlich im Ausland gewesen.

Aber in Amerika? Wohl auch, aber anders! Den Namen ›Amerika‹ oder ›America‹ trugen im Deutschen Reich zahlreiche Orte, nach einem Ausweis aus Mays Todesjahr 1912[60] ganze 19 an der Zahl, von Gutshöfen über Vorwerke, Häusergruppen, Ortsteilen bis hin zu Ortschaften, und dies von Ostpreußen über Pommern, Schlesien, Sachsen, Thüringen bis Hannover. Einige davon verzeichnet beispielsweise ein amtlicher Eisenbahnatlas,[61] da sie entweder in der Nähe von Bahnstationen lagen, wie etwa in Oberschlesien nächst Oppeln und östlich davon unweit von Herby schon an der damaligen russischen Grenze wie auch in Ostpreußen südlich von Allenstein. Wie andere an Amerika gemahnende Bezeichnungen auch, etwa New York, Philadelphia, Florida, Neu-Boston in Brandenburg, mögen manche jener Amerikas „Zeugnis ungestillter Auswanderersehnsucht" gewesen sein, einige, wozu sogleich zwei Beispiele folgen, gehen tatsächlich auf Auswanderungen zurück.[62] Wohl gerade deshalb wurden die meisten Amerika-Orte teils schon im Ersten Weltkrieg, überwiegend dann nach 1933 umbenannt.[63] In der heutigen Bundesrepublik Deutschland gibt es deren nur mehr vier – drei in Niedersachsen, eines in Sachsen.[64] Ortschaften namens Amerika sind übrigens keine deutsche Besonderheit, eine Bahnstation Amerika liegt in den Niederlanden an der Strecke Venlo–Helmond.

Besehen wir konkret Gebiete mit May-Aktivitäten. Im Raum von Plauen finden wir gleich zwei Amerika-Orte. Mays Kenntnis von Plauen und Umgebung stammt aus seiner Zeit am dortigen Lehrerseminar in den Jahren 1860/61 und erklärt deren mehrfaches Einbeziehen in seine Erzählungen: Bei *Anders im Glassalon* zu Plauen

---

59 Karl May: *Der Oelprinz*. Stuttgart, Berlin, Leipzig o. J. (Reprint KMV/Graff 1974), S. 203, 224.

60 Meyers Orts- und Verkehrslexikon des Deutschen Reiches I. 5. Aufl. Leipzig, Wien 1912, S. 54.

61 Zum Folgenden W. Koch/C. Opitz: Eisenbahn- und Verkehrs-Atlas von Europa (Beamten-Ausgabe). Leipzig 1910, Register; H. J. Wohlfromm/G. Wohlfromm: Decknamen Wolf. Berlin 2001, S. 118 mit Fußnote 64.

62 A. Bach: Deutsche Namenkunde II/1. Heidelberg 1954, S. 254; R. Thiel: Die Ortsnamensänderungen im deutschen Osten. In: Jahrbuch der Deutschen Sprache 1941, S. 23.

63 Ebd.; Wohlfromm/Wohlfromm, wie Anm. 61.

64 Müllers großes deutsches Ortsbuch. 27. Aufl. Wuppertal 1999, S. 47.

trank Hobble-Frank sein *schönstes Bier*[65] und aus Plauen emigrierten die Timpes nach Amerika.[66] Andere Emigranten kamen aus Plauens Umgebung, nämlich Karl und Sam Barth aus Herlasgrün, Guido Rothe aus Ruppertsgrün.[67] Just dies – Emigration aus Plauens Umgebung nach Amerika – verbindet die beiden Amerika bei Plauen mit Karl May. Das eine ist die Waldschenke Klein-Amerika im Gemeindegebiet von Syrau: Der erste Eigentümer der Waldschenke war nach Amerika ausgewandert, nach Deutschland zurückgekommen und hatte mit dem dort erworbenen Geld die Waldschänke errichtet – allerdings in der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen![68] Klein-Amerika scheidet somit als May-Ort aus.

Etwa südlich von Plauen liegt ein Gehöft Amerika in Adorf/Vogtland,[69] einer Gemeinde nicht unweit von Bad Elster auf halbem Wege an der Bahnlinie von Plauen nach Franzensbad und Eger, ehemals mit Abzweigungen nach Asch sowie nach Klingenthal – Graslitz – Falkenau. Auch hier treffen wir auf eine May-adäquate Auswanderergeschichte: Der Adorfer Emigrant Richter war um 1869 in seine Heimat zurückgekehrt und hatte im Waldgebiet des Tännicht ein Blockhaus errichtet, das vorerst ›Richters Farm‹ und ab etwa 1890 ›Amerika‹ genannt wurde, schließlich bildete es mit anderen Baulichkeiten den ›Ortsteil Amerika‹. In *Weihnacht* wandert der junge May mit Carpio von Rehau in Oberfranken *nach Asch, und dann ging es auf Eger zu* (GR XXIV, 25), und dies möglicherweise real bei seiner Vagabundage 1869. Das Gehöft Amerika liegt aber östlich von dieser Route, außerdem taucht die Bezeichnung ›Amerika‹ spät, eben ab etwa 1890, auf: auch kein May-Amerika. Der Ortsteil wurde übrigens 1940 in ›Am Kaltenbach‹ umbenannt, aber das Gehöft heißt heute noch ›Amerika‹.

Auf Mays Route von Asch nach Eger liegt ein weiteres Amerika: Südwestlich am Ortsrand von Franzensbad beziehungsweise nordwestlich von Eger befindet sich ein kleiner See namens Amerika. Der Name fiel bis 2001 durch eine gleichnamige, danach abgebaute Camping-Anlage auf, ihn trägt ein Restaurant am See. Um 1900 allerdings stand der Name offenbar für den „Stadtwald, auch Amerika genannt", der an ihn angrenzende See aber hieß damals „Großer Stadt Teich".[70] Beschreibun-

---

65 Karl May: *Der schwarze Mustang.* In: Der gute Kamerad, 11. Jg. 1896/97, S. 128.

66 Vgl. Kosciuszko, wie Anm. 28, S. 663ff.; Wolfgang Hallmann/Christian Heermann: Reisen zu Karl May. Zwickau 1992, S. 249.

67 Vgl. Kosciuszko, ebd., S. 63, 569.

68 Auskunft in der Waldschenke „Klein-Amerika", 1. April 2001: Der deutsche Reisepaß für Johannes Müller mit dem Vermerk „Nordamerika zum Zwecke der Auswanderung", ausgestellt „Amtshauptmannschaft Plauen, 30.7.1926", ist hier eingerahmt zu sehen.

69 Meyers Orts- und Verkehrslexikon, wie Anm. 60; zu Adorf: Meyers Reisebücher (wie Anm. 60), S. 192; konkret zu Amerika: J. Lenk: Adorf im Vogtland. Plauen 1993, S. 137 sowie Karte; auch Überblickskarte des Gemeindegebietes z. B. am Bahnhofvorplatz von Adorf (2002).

70 Franzensbad und Umgebung (= Grieben's Reisebücher 41). 10. Aufl. Berlin 1899, S. 43 sowie ebd., Karte „Umgebung von Franzensbad"; L. Woerl (Hg.): Illustrierter Führer durch den Kurort Franzensbad … (= Woerl's Reisehandbücher). 7. Aufl. Leipzig

gen von 1842 und 1865 erwähnen weder einen Stadtwald noch Amerika, jene von 1842 spricht vom heutigen See Amerika als von „dem großen Teiche", die von 1865 vom aufstrebenden Franzensbad immerhin als vom „kleinen ‚San Franzisco' des Egerlandes".[71] Die Herkunft des Namens ›Amerika‹ ist unbekannt. Heute hört man in Franzensbad und auch im Restaurant ›Amerika‹, er komme vom Aussehen des Sees, dieses erinnere an den Doppelkontinent, wozu es allerdings einiger Fantasie bedarf. See bzw. Stadtwald liegen zwar auf der May-Carpio-Route von Asch nach Eger, aber nur, wenn man Franzensbad nicht durchqueren möchte, da abseits der Straßenzüge. Wohl schon deshalb, aber in erster Linie wegen der späten Namensgebung sicherlich kein May-Amerika.

Vor allem gibt es noch heute das Dorf Amerika mit Haltestelle an der Muldetalbahn Wurzen–Glauchau, auf die nach nur drei Kilometern die nächste Haltestelle folgt: das aus Mays Biographie sattsam bekannte Penig und nach weiteren 17 Bahnkilometern das gleichfalls bekannte Waldenburg.[72] Mays Aktion in Penig im Jahre 1864 als vorgeblicher Dr. med. Heilig aus Rochlitz, gleichfalls an der Muldetalbahn 17 Kilometer vor Amerika, erhebt Penig zu einem bekannten May-Ort. Schon allein dadurch, daß diese Aktion „nach einem wohldurchdachten Plan" ablief,[73] ist eine umfassende Kenntnis Mays von Ort und Umgebung wahrscheinlich, und zwar aufgrund eigenen Aufenthalts. In der Luftlinie ist Amerika bei Penig übrigens von Hohenstein-Ernstthal nicht ganz 15 Kilometer entfernt. Vom Penig-seitigen rechten Ufer der Mulde besehen liegt, so eine Reiseführerbeschreibung, „drüben die Wollspinnerei Amerika",[74] nämlich jenseits des Flusses. Insofern konnte man wie eben auch May ganz dezidiert erklären, ›drüben in Amerika‹ gewesen zu sein. Die Namensgebung liegt im Dunkeln. Möglicherweise rührt sie von einem „angeblich in den USA erfolgreich gewesenen Kapitalisten" her,[75] also von einem Rückwanderer, wie wir das von den beiden Amerikas bei Syrau und Adorf bereits kennen. Seit 1836[76] wuchs der jedenfalls 1858 Amerika genannte Fabrikkomplex am linken Muldeufer heran. Die am rechten Muldeufer, etwa in Chursdorf oder Penig, wohnenden Arbeitskräfte hatten ursprünglich einen beschwerlichen Arbeitsweg. Erst ging es durch einen Forst, „dicht und unberührt", da herrschaftliches Jagdgebiet.

1908, S. 44; freundliche Auskunft: Herr Stanislav Macek/Mestské muzeum, Franzensbad.

71 G. L. Sommer: Kaiser Franzensbad bei Eger und seine Umgebungen. Eger 1842, S. 246: Teich links der Straße von Schlado nach Liebenstein; G. Habermann: Franzensbad und seine Umgebung. Wien 1865, S. 7, 21.

72 Dazu und zu Amerika: Meyers Reiseführer, wie Anm. 60, S. 44, 46; vgl. Hoffmann, wie Anm. 55, S. 273.

73 Hallmann/Heermann, wie Anm. 66, S. 37.

74 Meyers Reiseführer, wie Anm. 72, S. 46; die Wollspinnfabrik ist stillgelegt, ihre Gebäude dienen anderen betrieblichen Zwecken oder sind 2001 abgerissen worden.

75 M. Berger: Die Muldenthal-Eisenbahn. Berlin/Ost 1981, S. 95.

76 Das Folgende nach J. Kaulich/D. Richter: Über Amerika ins Tal der Burgen, Limbach-Oberfrohna o. J., S. 19ff.; für freundliche Auskunft ist dem Bürgermeister von Penig, Herrn Thomas Entenberger, bestens zu danken.

Sodann galt es die Mulde zu überqueren, was sich damals höchst beschwerlich anließ: Anfänglich lagen im Flußbett bloß so genannte ›Schrittsteine‹, über die man wohl eher balancierte und bei Hochwasser mehr glitt als ›schritt‹, nach 1850 gab es einen Fährkahn an einem Seil, erst spät folgte eine Brücke. Sie war offenkundig so sensationell, jedenfalls eine große Erleichterung, daß sie sogar zur separaten Abbildung auf einer Postkarte von Amerika/Sachsen avancierte.[77] Das gewinnbringende Ufer lag also nicht nur jenseits des Wassers, sondern es war zu Mays Zeiten beschwerlich zu erreichen – der Vergleich mit Amerika drängte sich in jener Auswandererzeit auf und schlug sich sogar in einem Reim nieder: „Ri-ra-rutschika, wir fahren nach Amerika"! Für die Peniger und Chursdorfer Pendler sowie die aus zu großer Entfernung bloß neidvoll Hinblickenden, vielleicht aus Hohenstein und Ernstthal, lag ›drüben‹ am linken Muldeufer gelobtes, weil arbeitbringendes Land – Amerika eben. Der Wunsch oder Rat ›Hinüber nach Amerika‹ verband also zu Mays Zeiten doppelbödig eine unerfüllbare große Illusion mit einer möglichen kleinen Realität. Die Tatsache jedenfalls reimte gegen 1900 ein Ernst Scheffer aus Penig:

> „Wer kein Geld besitzt zum Reisen / übern großen Ocean, / Um Amerika zu preisen, / der besteig die Muldenbahn./ Und fahr einmal mit Vergnügen, wie schon mancher Fremde sah / An dem Muldeflusse liegen, / hier nach dem Amerika, / Was umgrenzt vom duftigen Wald, / gilt als schönster Aufenthalt".[78]

Inhaltlich identisch dichtete man noch 1964 in Penig:

> „Rings herum vom Wald umgeben, / liegt es still am Wasser da, / und die Menschen, die hier leben, / wohnen in Amerika. / Du brauchst nicht übern Ozean, / willst Du reisen nach Amerika, / Du besteigst einfach die Muldebahn / und bald schon bis Du da".

Die Muldebahn gab es freilich erst 1876, zu Mays frühen Zeiten war Amerika nicht so einfach zu erreichen gewesen.

Angesichts dieser Situation stellt sich die Frage, ob May, als er für 1869 seiner Mutter die an ihn als gesuchten Tatverdächtigen gerichtete Empfehlung in den Mund legte[79] *Nach Amerika hinüber*, damit die Neue Welt gemeint hatte? Es mußte dem schreibenden May bzw. seiner beschriebenen Mutter doch klar sein, daß er dazu einmal ganz simpel und sofort eine wenn auch noch so bescheidene Ausrüstung brauchte, aber selbst *einen anderen, sauberen Anzug* nahm sich May nur gegen das ungeduldige Fortdrängen seiner Mutter aus dem *Kleiderschrank*, sie *huschte wieder in die Kammer hinaus, ohne mich berührt zu haben und ohne auf ein ferneres Wort von mir* [May] *zu warten*![80] Weder von etwas Reiseproviant und

77 Reinhard F. Gusky/Willi Olbrich: Auf Karl Mays Fährte. Bamberg, Radebeul 2001, S. 15.

78 Zit. nach Berger, wie Anm. 75, S. 97: auf einer Postkarte „Gruß aus Amerika" mit Bahnhofsgebäude.

79 Dazu LuS, S. 166.

80 Ebd., S. 166f.

schon gar nicht von den Mitteln zur Reise ist die Rede! Ganz anders als hier läßt May 1893 Old Shatterhand in *Winnetou I*, wie oben beschrieben, hinsichtlich einer Auslandsreise von Vorbereitungen und Vorkenntnissen sprechen wie zumindest *den Kosten* und *den Sprachen* (GR VII, 317) und läßt weiter 1897 den Wirt Franzl in *Weihnacht* über derartiges genau Bescheid wissen (GR XXIV, 43): *Aber wer nach Amerika will, muß Geld haben!* und ihn daher zu den auswandernden Hillers verwundert feststellen: *Und nach Amerika wollt ihr – nach Amerika, in diesen Kleidern und ohne Geld! Entweder ist das eine Lüge, oder seid ihr nicht bei Troste!*. Tatsächlich „kostet die Reise viel" schrieb beispielsweise 1833 ein Auswanderer-Ratgeber,[81] listete dazu Kosten zwischen 148 und mindestens 170 Dollar auf und vermerkte: „Das Alles erfordert reifliche Erwägung". Die aber stellte May bzw. Mays Mutter gar nicht an. Ein Auswanderer aus Oberösterreich berichtete 1852 aus Wisconsin in die alte Heimat: „Von Schwanenstadt bis Hamburg machten meine Reisekosten für mich und meine Familie bei 45 Gulden [...] Über das Meer bezahlte ich 55 Gulden 6 Kreuzer. [...] Von Neuyork bis Milwaukee in Wiskonsin bezahlte ich 22 Gulden 55 Kreuzer [...] zur Person. Von Milwaukee bis hieher mußte man auf der Axe fahren und für eine eigene Führ über 40 Gulden [...] bezahlen".[82] Ab Leipzig nach New York oder Baltimore errechnete Klaus Hoffmann rund 61 Taler bloß an Fahrtkosten.[83] Von May bzw. seiner Mutter aber kein Wort von einem Griff in Sparstrumpf und Kleiderschrank. Nach Mays eigenen Worten in *Weihnacht* sollte er *in diesen Kleidern und ohne Geld* den Weg nach Amerika antreten und war demnach *nicht bei Troste*? May aber waren nicht nur diese dem Wirt Franzl in den Mund gelegten Schwierigkeiten sehr wohl bewußt, sondern noch ein weiteres Hindernis:[84] *Paßscheerereien, wie sie bei uns in Deutschland an der Tagesordnung sind*, denn es war für Reise und gar Auswanderung nötig, sich *erst Papiere holen zu müssen* – und dies schrieb er just 1869 seinen Eltern, die also wissen mußten, daß man nicht so einfach ›nach Amerika hinüber‹ gelangen konnte! Ilmer nennt es einen „wahnwitzigen Plan, ohne alle Ausweispapiere und" – das zusätzlich! – „mit nur dürftigen Englisch-Kenntnissen" auszuwandern.[85]

Aber es gab ein Motiv der Mutter für ihren Ratschlag und das lautete: *Daß man dich nicht erwischt*. Genügte es, dafür vielleicht nach ›Amerika hinüber‹, nämlich dem bei Penig, zu gehen, wozu es keinerlei Vorbereitungen bedurft hätte? Glaubte sie May dort jenseits der beschwerlich zu überquerenden Mulde sicherer als in Ernstthal? Vielleicht vermeinte sie – und rückblickend May – Amerika/Penig böte zumindest vorübergehende Sicherheit, da es zufolge der Zugehörigkeit zur königlich-sächsischen Lehensherrschaft Rochsburg bis 1878 einer anderen Patrimonial-

81 H. G. Gerke: Der Nordamerikanische Rathgeber, ... ein Taschenbuch für Deutsche Auswanderer jeder Art. Hamburg 1833, S. 2, 99ff.

82 S. Haider (Hg.): Berichte aus der Neuen Welt, Linz 2000 (Quellen zur Geschichte Oberösterreichs 5), S. 256.

83 Hoffmann, wie Anm. 55, Teil I. In: JbKMG 1972/73, S. 223ff.

84 Brief Mays vom 20. April 1869 an seine Eltern: Hoffmann, wie Anm. 83, S. 221f.

85 Walther Ilmer: Karl May. Husum 1992, S. 35.

gerichtsbarkeit unterstand als die Schönburgischen Rezeßherrschaften mit Hohenstein und Ernstthal?[86]

Jedenfalls konnte May getrost behaupten, im Ausland, und ulken, in Amerika gewesen zu sein: Aber gar so sehr kam es ihm nicht darauf an, das Ausland und das Amerika seiner Leser und Verleger zu kennen: *Übrigens ist es ganz gleichgültig, ob ich in fremden Ländern war oder nicht* [...] *das kommt für die Beurteilung meiner Schriften nicht in Betracht.*[87] Mit dieser Meinung war May ja auch an ein bestimmtes Genre herangegangen, nämlich das der Reiseerzählung: *Diesen Erzählungen wirkliche Reisen zugrunde zu legen, war nicht absolut notwendig* [...] (LuS, 139). Für einen Verleger wie konkret Vilimek, der an den Reiseschriftsteller glaubte, klangen die zitierten *dreißigjährigen Reisen, Entbehrungen und Gefahren* freilich anders: Daß sich hier ein ›Vielgereister‹ ankündigte war aber nicht dessen Aussage, sondern seitens des Erklärungsempfängers eine Interpretation des ›Vielgelesenen‹.

9. ›Riesige martialische Gestalt‹: unter 166 cm!

Und schließlich: May beschreibt in den ›Freuden‹ sehr genau sein Äußeres. Wie konnte eigentlich ein aufmerksamer Leser May, nach diesen seinen eigenen Angaben *166 Centimeter hoch* und *75 Kilogramm* schwer, versehen mit *Schnurrbart und Fliege;* [...] *sehr dunkelblond;* [...] *schlank, sehnig* (20), identifizieren mit Old Shatterhands *nicht sehr hoher und nicht sehr breiter Gestalt,*[88] beschrieben auch als *mittlere Gestalt,*[89] mit *einem dunkelblonden Vollbarte,*[90] Sehnen *von Stahl* sowie Muskeln *von Eisen*[91] und insgesamt dem *Eindruck großer Kraft und Ausdauerfähigkeit*[92] oder gar mit der Old-Shatterhand-Charakteristik des Dicken Walker: *ein langer, starker Kerl* (GR IX, 364)? Ein *langer starker Karl* mit 166 cm Höhe? Wer *von zu kleiner Gestalt* und dazu noch *schmächtig* ist, entspricht diesem Old Shatterhand-Bild nach May übrigens ausdrücklich nicht.[93] Was aber ist man bei den zugegebenen *166 Centimeter hoch*, tatsächlich nur 164 Zentimeter, und Mays bekannter Figur wie sie die Fotos gerade in *Freuden und Leiden* zeigen? Doch wohl eher *von zu kleiner Gestalt* und *schmächtig* und somit kein Old Shatterhand! Bei einem Old Shatterhand von *166 Centimeter* schrumpft übrigens dessen Umwelt sehr erheblich. So wären der arme Latréaumont, da ein *kleines Männchen, welches mir kaum bis zur Schulter reichte* (GR X, 28), ebenso wie Sans-Ear – auch dieser *kleine*

---

86 Freundliche Auskunft von Archivar Prof. Dr. Karlheinz Blaschke, Friedewald/Sachsen; vgl. auch oben Anm. 57.

87 Bohemia 133/15.5.1910, zitiert nach Hoffmann, wie Anm. 72.

88 Karl May: *Der Sohn des Bärenjägers*. Stuttgart, Berlin, Leipzig o. J., S. 56.

89 Ebd., S,. 348.

90 May: *Der Schatz im Silbersee*, wie Anm. 58, S. 350; *verwilderter Vollbart*: GR IX, S. 98.

91 May: *Der Oelprinz*, wie Anm. 59, S. 240.

92 May: *Der Schatz im Silbersee*, wie Anm. 90.

93 May: *Der Oelprinz*, wie Anm. 59, S. 146.

Freuden und Leiden eines Vielgelesenen.

Von Dr. Karl May.

Karl May – alias Shatterhand mit Winnetous Silberbüchse

Mann reichte mir gerade bis an die Schulter (GR IX, 11) – Knirpse von etwa 140 cm Länge. Oder: Wie groß ist wohl der Dicke Jemmy? Old Shatterhands *mittlere Gestalt* kontrastiert einerseits zu der des Langen Davy, er ist *sehr dünn und lang*, andererseits zu der des Dicken Jimmy, er ist *sehr dick und kurz*, also kleiner als die *mittlere Gestalt*, das heißt kleiner als 166 cm![94] Das müßte wohl auch auf den Hobble Frank zutreffen, denn dieser *kleine, schmächtige Mann*, dieser *kleine Mann* besitzt wohl kaum die *mittlere Gestalt* Old Shatterhands,[95] wäre also auch unter 166 cm Körpergröße zu denken, was auch auf die Tante Droll zutrifft: Beide kleiden sich zwar im *Ölprinz* wie Winnetou und Old Shatterhand, sind *aber* – also im Unterschied zu diesen – *von zu kleiner Gestalt*, ›zu‹ klein: reichen also in ihrer Gestalt an diese nicht heran,[96] sind also kleiner als 166 cm! Wie ist eigentlich Winnetou, *der gewaltige Krieger* mit seinen *breiten, kräftigen Schultern* (GR XXI, 248) im Verhältnis zu Old Shatterhand zu denken? Tante Droll gibt Auskunft: Im Vergleich zu Old Firehand ist Old Shatterhand *nicht so lang und breit, und Winnetou* […] *ist noch weit schmächtiger* – womit dieser aber, zwar nicht ›weit‹, aber ›schmächtiger‹ als sein Blutsbruder sein muß.[97] Demnach wäre Winnetou mit *breiten, kräftigen Schultern*, aber unter 166 cm Länge von eher wunderlicher Gestalt und erscheinungsmäßig durchaus nicht der *gewaltige Krieger*! Ein noch seltsameres Ansehen böte der ›Hundertfache Donner‹, denn er ist nicht höher, aber viel breiter und kräftiger gebaut als Winnetou – also ebenso wie dieser unter 166 cm, aber noch *breiter*

94 May: *Der Sohn des Bärenjägers*, wie Anm. 88, S. 349.
95 Ebd., S. 247 bzw. S. 24.
96 Wie Anm. 93.
97 May: *Der Schatz im Silbersee*, wie Anm. 58, S. 196.

und kräftiger.[98] Auch Intschu-tschuna dürfte keine imposante Erscheinung gewesen sein: Old Shatterhand besaß, wie zitiert, bloß *mittlere Gestalt*, Intschu-tschuna hingegen *war von etwas mehr als mittlerer Gestalt*, (GR VII, 109) somit bloß ›etwas mehr‹ als 166 cm groß!

Zu verwunderlicher Länge schrumpfte Selim Agha (GR II, 158, 351)[99] bei einem 166 cm großen Kara Ben Nemsi, denn mit diesem verglichen ist er *kürzer*, wird aber von May als *eine riesige, martialische Gestalt* beschrieben! Sogar größer als eine solche müßte also Kara Ben Nemsi sein und damit weit größer als 166 cm und keineswegs identisch mit dem Vielgelesenen. Falsch sind also die *166 Centimeter* für Old Shatterhand wie auch für Kara Ben Nemsi und damit ›falsch‹ May als Old Shatterhand bzw. Kara Ben Nemsi. Anders betrachtet: May hat Old Shatterhand ein Aussehen gegeben, das vor allem in Bezug auf die Körpergröße nicht mit ihm übereinstimmt. May kann füglich nach seiner eigenen Beschreibung nicht Old Shatterhand, dieser nicht May sein.

Tatsächlich kamen manchen Personen, denen May gegenübertrat, oft schwere Bedenken. So schrieb Haudek, der Chronist des Aufenthalts Mays in Komotau 1897: „[...] doch der Anblick Karl Mays enttäuschte uns. Wir hatten uns eine Heldengestalt vorgestellt, statt deren kam ein kaum mittelgroßer Mann herein, etwas krumme Beine (vom vielen Reiten, wie Fischer erklärte), aufrecht stehende, ziemlich struppige Haare, einen golden Zwicker auf der Nase, also genau so wie ihn sein Bild im dritten Band seiner Reiseerzählungen zeigt, nur etwas älter".100 Gleiches widerfuhr dem Knaben Renker, der May in Ossiach gesehen haben wollte. Sein Eindruck von May: „Zierlich, ja fast mager von Gestalt, mit einem Schnurrbart in dem klugen, hochstirnigen Gesicht, auf dessen Nase ein Kneifer balancierte"; daher die erste Schlußfolgerung: „Irgendein Stadtherr [...]", dann nach der Vorstellung: Es „stiegen mir Zweifel auf [...] das z'nichte Manndl der Old Shatterhand und Kara ben Nemsi? Mit diesen schmalen, weißen Händen! Ich hatte mir bei Karl May Pratzen wie Teller vorgestellt", schließlich folgende Reaktion: „Stumm saß ich daneben und guckte immerzu das Wundertier an, die heroischen Züge suchend, die Karl May so schildert: den blonden Vollbart, die strahlenden Augen, das dicht gewellte Haar [...]".[101] Daß der Erzähler, Gustav Renker, May tatsächlich in Ossiach traf, ist höchst unwahrscheinlich; für unser Thema bleibt aber wichtig, daß Renker, vielleicht bloß aufgrund der Nunwarz-Fotos, die Diskrepanz im Äußeren des realen May und seiner Ichs auffiel. Auch Leopold Gheri wunderte sich bei einer Begegnung mit May 1911:

> „Vor mir stand der wirkliche Old Shatterhand, etwas über mittelgroß, seine Gestalt läßt nicht auf sehnige Muskel und große Körperschaft schließen. Daß er mit seinen wohlgeformten Händen durch einen Boxhieb seiner Faust den kräftigsten Mann [...]

98 May: *Der Sohn des Bärenjägers*, wie Anm. 88, S. 170.

99 Walther Ilmer sei für diesen Hinweis gedankt.

100 Karl Haudek/Walther Ilmer: Karl May in Komotau. In: Brauneder: Karl May und Österreich, wie Anm. 54, S. 53.

101 Gustav Renker/Wilhelm Brauneder/Willi Rainer: Karl May in Ossiach. In: ebd., S. 90f.

niederschlägt, das glaubt dieser Hand, die wohl die Feder gewandt zu führen versteht, kein Mensch".[102]

Die Reaktionen von Haudek, Renker und Gheri sind von unterschiedlicher Art: Haudek ist enttäuscht, aber er zweifelt nicht; Renker ist verblüfft, zweifelt, will aber doch an die Identität glauben; Gheri zweifelt und sieht keinerlei Identität. So kam Gheri alsbald zu dem Vergleich, er, Gheri, habe, da tatsächlich gereist, seine „Bücher doch nicht hinter dem Ofen geschrieben wie May".[103]

10. Schnurrbart und Fliege contra Vollbart

Zweifel an der Identifikation ruft auch die Barttracht hervor, dort Old Shatterhands Vollbart, hier Mays Schnurrbart und Fliege wie zuvor mehrfach erwähnt. Diesem Argument kann freilich entgegengehalten werden, im Wilden Westen rasiere man sich nicht: Daß der Dicke Walker *im Wilden Westen* ein vollständiges Rasierzeug *mit sich führt*, hält ja Old Shatterhand für *höchst unnütz.* (GR IX, 361) Zum *verwilderten Vollbart* Old Shatterhands ruft in San Francisco dessen Nachbarstochter von daheim, Gustl Eberbach, aus, »[...] *so einen Bart lassen Sie sich hier stehen!*«, mit welchem er *wie ein Bär* aussieht, dem jedoch *Rasierzeug, Wasser, Seife* schließlich wieder *ein mehr civilisiertes Aussehen* geben. (GR IX, 98, 290, 298, 300) Tatsächlich: Im Wilden Westen rasiert man sich nicht, so daß ein verwilderter Vollbart heranwächst, erst in zivilisierten Gegenden rückt man ihm zu Leibe. Aber: Wie sah ein *civilisiertes Aussehen* aus? Konkrete Angaben zu diesem Aussehen fehlen für San Francisco, muß man an eine glatte Rasur denken? Für Louisville/Kentucky wissen wir es: Hier hatte Old Shatterhand sich *mehr gentlemanlike getragen*, das heißt, sein *Gesicht mit einem nur kleinen Bärtchen versehen* (GR IX, 98): Nicht also mit Schnurrbart und Fliege!

Mit Kara Ben Nemsi, d. h. seinem Bart, wird die Verwirrung noch größer. Als er sich zwecks Täuschung der beiden Aladschy Haar und Bart verfärbt, ruft Halef erstaunt aus: »*Dein Haar beginnt ja ganz hellblond zu werden*« und tatsächlich war es alsbald *hochblond* geworden. (GR V, 118) Das Verfärben des oben zitierten *dunkelblonden* in einen hell- bzw. hochblonden Bart soll eine unkenntliche Verwandlung bewirken, soll Halef in Erstaunen versetzen können? Blond ist blond, besonders für die Aladschy, die Kara Ben Nemsi noch nie gesehen haben. Um mit Erfolg zu täuschen färbt man sich doch einen blonden Bart schwarz oder umgekehrt! Und so ist es auch: Der nur hell-/hochblonde Bart vermag deshalb zu irritieren, weil Kara Ben Nemsi an sich *einen großen dunklen Bart im Gesicht trägt* (GR V, 164). Der Kontrast ist gegeben: falsch-blond statt echt-dunkel! Wie dunkel? Der Name bringts zutage: Kara verballhornt nicht nur Karl, sondern steht auch für den *dunklen Bart*, denn *Kara heißt »schwarz«*.[104] Mit einem bloß dunkelblonden Bart wie Old Shat-

---

102 Zit. nach Siegfried Augustin/Anton Haider: Leopold Gheri. In: Augustin/Mittelstaedt, wie Anm. 18, S. 121.

103 Ebd., S. 122.

104 Karl May: *Eine Befreiung.* In: ders.: *Die Rose von Kaïrwan.* Osnabrück 1894 (Reprint

terhand dürfen wir uns den ›Schwarzen Sohn der Deutschen‹ wohl nicht vorstellen! Wie aber paßt dann dieser – bartmäßig – zu Old Shatterhand oder gar Karl May?

Von einem Vollbart, welcher Farbe auch immer, erfahren wir in den *Freuden und Leiden* nichts, hier findet sich keinerlei Bemerkung, welche dieser Barttracht in den Romanen korrespondieren würde wie etwa: „Im Wilden Westen ließ ich mir einen Vollbart wachsen, in zivilisierten Gegenden rasierte ich ihn ab, eventuell verblieb ein kleines Bärtchen“, lediglich: *Schnurrbart und Fliege*. So verweist auch die Barttracht nicht auf den Vielgereisten der Romane, sondern auf den Vielgelesenen der Realität! Erst ein Jahr nach den ›Leiden‹, nämlich 1897 in *Weihnacht* (GR XXIV, 134), stimmt die Barttracht Old Shatterhands mit der Mays überein: Bartidentifikation also erst im Roman! Hier wird sie mit *Schnurrbart und Fliege* beschrieben, der *Vollbart* Old Shatterhands bzw. dessen kleines *Bärtchen* ist erst 1897 dem schütteren Barte Mays gewichen!

Überhaupt: Ganz anders liest sich die May-Shatterhand-Sage in diesem ein Jahr jüngeren *Weihnacht*! Sie hob aber die Radebeuler Realität nicht auf. Zwei Jahre nach *Weihnacht* erschienen die *Freuden und Leiden* abermals.[105] Und auch die Portraitkarten blieben[106] identifikationsscheu: Der ›Deutsche Hausschatz‹ 1896/97 annonciert nicht bloß mit „als Old Shatterhand und Kara Ben Nemsi“, sondern erklärt beide als „zwei Gestalten, die den Lesern vertraut sind“,

Hildesheim, New York 1974), S. 246.

105 Koch's Bayerischer Schulmentor für das Schuljahr 1899/1900. Nürnberg 1899, S. 71ff. (mit nur einem Foto): Hainer Plaul: Illustrierte Karl May Bibliographie. Leipzig 1988, S. 236, Nr. 315.

106 Vgl. die Bemerkungen im 1. Teil dieses Beitrages in M-KMG 141/September 2004, S. 45f.

und setzt sogar die Umschreibung des einen Bildinhalts – „wie er aussieht" – unter Anführungszeichen, ganz im Gegensatz zum weiteren „wie er wohnt, liest und schreibt": Dieses eben ist Realität, das Aussehen seiner Ich-Figuren nicht. Was May „als" verkleidete Ich-Figuren trägt, gilt konsequenter Weise als „Kostüm" – inkonsequent freilich mit dem Zusatz „wie Karl May es auf seinen Reisen getragen hat".[107] Ohne Inkonsequenz warb Fehsenfeld 1898 für drei „Karl-May-Postkarten", nämlich für ein schlichtes „Civilbild" im Gegensatz zu zwei Motiven „als Old Shatterhand und als Kara Ben Nemsi".[108] Das Leserpublikum wurde mit Kostümfotos des Vielgelesenen „als" Vielgereistem nahezu überschüttet.

Ein klares Dokument für die Identifikation ist *Freuden und Leiden* also nicht. Es sei denn, man geht mit dem Identifikations-Vor-Verständnis an den Text heran und übersieht sehr vieles, eigentlich alles. Aber selbst bei derartigem Übersehen bleibt doch, Hand auf's Herz, schon ein wenig Verwunderung über diesen Old Shatterhand/Kara Ben Nemsi daheim.

▶ Unser Lesetip ◀

Sie suchen noch ein kleines Weihnachtsgeschenk? Oder vielleicht ein passendes May-Zitat für Ihre Weihnachtspost?

Wie wär's dann mit diesem kleinen Schmuckstück aus der Reihe der Sonderhefte der KMG (Nr. 103):

Karl May: „Das schönste Wort der Welt ist Liebe". Zitate aus Dichtungen, Briefen und biografischen Schriften. Zusammengestellt von Hansotto Hatzig. - 1,50 €

Zu beziehen über die zentrale Bestelladresse der KMG (vgl. hinterer Umschlag innen).

107 Deutscher Hausschatz, 23. Jg. 1896/97, Heft 2, S. 31 (Text), 17 und 20 und 24 (Abb.). S. 17 ist abgebildet oben, S. 24; S. 24 ist im 1. Teil dieses Beitrags (wie Anm. 106), S. 46 wiedergegeben.

108 Klußmeier/Plaul, wie Anm. 4, S. 149.

Peter Werner

Ein amerikanisches Trauma: Die Schlacht am Little-Bighorn-Fluss am 25. Juni 1876

Der größte militärische Sieg der Indianer blieb in Karl Mays Werken ohne Echo

Kaum ein Ereignis in der Geschichte der USA spaltet auch heute noch die Nation so sehr in zwei gegensätzliche Lager wie die berühmte ›Schlacht am Little Bighorn‹ im heutigen Bundesstaat Montana. Hier starben an einem heißen Juni-Sonntag des Jahres 1876 fast 300 Soldaten des 7. US-Kavallerie-Regimentes unter dem Kommando von Oberstleutnant George Armstrong Custer, überwältigt durch eine indianische Übermacht von etwa dreitausend Kriegern der Stämme Sioux, Cheyenne und Arapahoe, angeführt von Crazy Horse, Sitting Bull, Gall und Two Moon.

Erstaunlicherweise hat dieser größte militärische Sieg der Indianer über eine Abteilung der US-Armee keinen Nachhall in Karl Mays Werken gefunden. Und das, obwohl May ja durchaus nicht abgeneigt war, historische Personen (Benito Juarez u. a.) oder Ereignisse (Burenkrieg u. a.) in seinen Werken zu würdigen. Begründet liegt die erstaunliche Vernachlässigung der Bighorn-Schlacht möglicherweise in Mays Lebensumständen im fraglichen Jahr 1876.

Nach seiner Entlassung aus dem Zuchthaus Waldheim Anfang Mai 1874 arbeitete er ab März 1875 als Redakteur im Verlag H. G. Münchmeyer in Dresden, bevor er sich im März 1877 als freier Schriftsteller versuchte. Von 1875 bis 1880 – in diesen Zeitraum fällt die Bighorn-Schlacht – veröffentlichte May folgende in Nordamerika angesiedelten Schriften:

Inn-nuh-woh, der Indianerhäuptling und *Old Firehand*, beide erschienen 1875 im ›Deutschen Familienblatt‹, Dresden, also noch vor der fraglichen Schlacht. In den Jahren 1876 und 1877 spielt der Westen Nordamerikas in keiner seiner Veröffentlichungen eine Rolle.

Erst 1878 werden mit *Der Ölprinz* und der Erzählung *Winnetou. Eine Reiseerinnerung* (erschienen in der Wochenzeitschrift ›Omnibus‹ im Verlag von M. Rosenberg, Hamburg) Nordamerika und die Indianer wieder thematisiert. In den ersten, 1879 erschienenen Buchausgaben Karl Mays (*Im fernen Westen* und *Der Waldläufer*, bearbeitet nach einer Vorlage des französischen Schriftstellers Gabriel Ferry) spielt zwar die jeweilige Handlung in Nordamerikas Westen. Sie nimmt aber in keinem Fall Bezug auf die Ereignisse am Little-Bighorn-Fluss im Juni 1876.

Ein Grund für Mays auffällige Nichtbeachtung dieses ›amerikanischen Traumas‹ könnte auch darin zu suchen sein, dass die Berichterstattung in damaligen deutschen Zeitungen über jenes Geschehen im allzu abgelegenen fernen Westen der USA eher dürftig war und daher kein Echo in Mays Schriften fand. Nachforschungen im umfangreichen Zeitungsarchiv der Universitätsbibliothek Bremen unterstützen diese Vermutung allerdings nicht unbedingt. Doch zur genaueren Würdigung der hier gefundenen einschlägigen Artikel aus verschiedenen deutschen Tageszeitungen sei zunächst noch einmal an die inzwischen gut erforschten Vorgänge erin-

nert, die in der Bighorn-Schlacht gipfelten und 14 Jahre später, am 29. Dezember 1890, mit dem berüchtigten Massaker an etwa 300 indianischen Frauen, Alten, Kindern und waffenlosen Männern am Wounded-Knee-Bach im Bundesstaat South Dakota ihr trauriges Ende fanden:

Im Herbst 1875 ergeht eine Weisung des US-Generals William Sherman an alle im Westen stationierten Truppenteile, weiße Siedler und Goldgräber nicht mehr länger von der ›Great Sioux Reservation‹ und den den Indianern heiligen ›Schwarzen Bergen‹ in Montana und South Dakota fern zu halten. Diese Gebiete waren den Sioux und anderen Plains-Stämmen in einem 1868 geschlossenen Vertrag von der US-Regierung „auf ewig" zugesichert worden. Um Unruhen vorzubeugen, wird den Indianern befohlen, sich bis zum 31. Januar 1876 in ihren Reservationen einzufinden. Doch die wenigsten kommen dieser Anweisung nach. Durch Drohung mit dem Entzug der vertraglich vereinbarten Waren- und Lebensmittelrationen versucht die US-Regierung im Frühjahr 1876 erfolglos, die Indianer zum Verkauf der Schwarzen Berge zu zwingen. Im März 1876 stoßen massive US-Militäreinheiten unter dem Kommando von General George Crook ins Indianerland vor. Am Morgen des 17. Juni erfährt Crook von einem großen Lager der Sioux und Cheyenne am Rosebud-Fluss. Crook befiehlt den sofortigen Angriff. Doch stößt er auf heftige Gegenwehr der Indianer. Der Kampf dauert den ganzen Tag. Noch in der folgenden Nacht zieht sich Crook zurück, um auf Verstärkung zu warten.

Darüber berichtete die damals in Bremen erscheinende Tageszeitung ›Courier‹ am 28. Juni 1876:[1]

> „Vereinigte Staaten
> Am vergangenen Mittwoch hatte General Crook, welcher eine der Abtheilungen gegen die Sioux-Indianer befehligt, einen scharfen Kampf mit 1200 Mann gegen 2400 Angehörige des gesammten Stammes zu bestehen. Die Sioux behaupteten das Feld so lange, bis sie ihr Lager verlegt hatten und suchten dann schleunigst das Weite."

Ausführlicher berichtet das Blatt rückblickend am 11. Juli 1876:

> „[...] Am 18. Juni stand General Crook mit 1300 Reitern und 300 verbündeten Indianern an den Wasserfällen des Rosebud-River, und etwa 100 engl. Meilen nordwestlich von den Black Hills, als er erfuhr, daß die Sioux ihre Heimath verlassen und ihm entgegenrückend 12 Kilometer stromaufwärts ein verschanztes Lager bezogen hätten. Sofort faßte der General den Entschluß, das Lager anzugreifen, die Männer in die Flucht zu schlagen und die Weiber und Kinder als Geißeln mit fort zu führen. Kaum aber hatten die Truppen den Marsch angetreten, als sie sich schon ihrerseits von den Sioux angegriffen sahen und während 5 Stunden den gewaltigen Anprall der vortrefflich bewaffneten und ebenso vortrefflich berittenen indianischen Krieger auszuhalten hatten. Die Sioux fochten unter der Führung ihres berühmten Häuptlings Old Sitting Bull mit einem Muthe und einer tactischen Geschicklichkeit, die wahrhaft Bewunderung erregen mußte.

1 Alle Zeitungs-Zitate sind in der damaligen Rechtschreibung und Interpunktion übernommen, der Verfasser.

Beim Einbruch der Nacht hörte der Kampf auf; die Truppen hatten 33 Todte und Verwundete verloren, fürchteten aber das Schlimmste für den folgenden Tag. Doch, siehe da, als der Morgen hereinbrach, war nichts mehr von den Indianern zu sehen. Ihre Weiber und Kinder waren inzwischen in Sicherheit gebracht worden, und so hatten sie sich mit Hinwegnahme ihrer Todten und Verwundeten so wie der erbeuteten Waffen geräuschlos und unbemerkt aus dem Staube gemacht. General Crook wollte sie verfolgen, wurde aber durch die Haltung seiner Verbündeten daran verhindert. Diese erriethen nämlich mit indianischer Schlauheit, daß die Sioux die Wehrlosigkeit der Crow- und Snakes-Reservations benutzen würden, um eiligst dorthin zu rücken und unter den zurückgebliebenen Squaws ein allgemeines Gemetzel anzurichten. Wider Willen mußte General Crook den Indianern zu Gefallen sein und bald zeigte es sich, daß deren Besorgnisse durchaus nicht unbegründet gewesen waren. Die Marschroute der Sioux ging nach dem Little Horn River, der innerhalb des reservirten Territoriums der Crow-Indianer liegt. [...]"

Diese ›Schlacht am Rosebud‹, wie sie von den Amerikanern später genannt wurde, fand rund eine Woche vor der Entscheidung am Little Bighorn statt. Die Cheyennes, die ebenfalls beteiligt waren, nannten sie ›Die Schlacht, in der das Mädchen seinen Bruder rettete‹. Denn einer ihrer tapfersten Krieger, genannt Chief-Comes-in-Sight, geriet in eine Bedrängnis, aus der ihn seine Schwester rettete, indem sie allein zu ihm hin galoppierte und ihn hinter sich aufs Pferd zog.

George Armstrong Custer

Wenige Tage später haben sich rund 10.000 Indianer verschiedener Plains-Stämme wie Sioux, Cheyennes, Arapahoes und andere in einem letzten großen Sommerlager nach alter Tradition am Little-Bighorn-Fluss versammelt. Dieses größte jemals gesehene Tipi-Dorf erstreckt sich auf einer Länge von fünf Kilometern. Mit dabei sind auch etwa dreitausend Krieger. Das 7. US-Kavallerie-Regiment, angeführt von Oberstleutnant George Armstrong Custer, erreicht das Gebiet am 24. Juni. Am folgenden Tag, Sonntag, der 25. Juni 1876, beschließt Custer entgegen ausdrücklich anders lautenden Befehlen, das Indianerlager sofort anzugreifen, ohne jedoch dessen tatsächliche Größe zuvor erkundet zu haben. Von der eigenen scheinbaren Überlegenheit geblendet, teilt er zudem sein 600 Mann starkes Regiment in drei Abteilungen, um so, wie er glaubt, das Lager völlig einzukreisen. Major Marcus Reno greift gegen Mittag die östliche Lagerspitze direkt an, während Hauptmann Frederick Benteen mit seinen Kompanien ein Entkommen fliehender Indianer verhindern soll. Custer selbst rückt mit etwas mehr als 200 Offizieren und Soldaten parallel zum Fluss in nördlicher Richtung vor, um die Indianer, vom anderen Lagerende her anzugreifen. Die Summe der militärischen Fehleinschätzungen und Fehlentscheidungen mündet schließlich in die Vernichtung Custers und seiner Soldaten. Zwar löst Renos Angriff zunächst bei Frauen und Kindern Panik aus, doch die Krieger setzen gleich zum Gegenangriff an und treiben Renos Truppen in die Flucht. Inzwischen nähert sich Custer mit seiner Ab-

teilung dem Fluss und Dorf. Sie werden aber von Sioux-Oglala- und Cheyennes-Kriegern, angeführt von Gall, Crazy Horse und Two Moon, eingekreist und bis auf den letzten Mann getötet. Nach einer knappen halben Stunde ist der Kampf hier beendet. Major Reno und Hauptmann Benteen halten mit ihren Soldaten eine Stellung am Hochufer des Flusses, bis sich die Indianer am nächsten Morgen zurückziehen. 50 ihrer Soldaten fallen, 40 werden verwundet.

Two Moon

In seinem Buch ›Bury My Heart at Wounded Knee‹ (Deutscher Titel: ›Begrabt mein Herz an der Biegung des Flusses‹) lässt der amerikanische Autor Dee Brown auch viele indianische Augenzeugen dieser Schlacht zu Wort kommen. So erinnert sich der Sioux-Häuptling Gall, dessen Frau und Kinder dem Reno-Angriff zu Opfer gefallen waren, einige Jahre später noch deutlich:

Gall

„Zorn und Hass erfüllten mein Herz. Nachdem dies geschehen war, tötete ich alle meine Feinde mit dem Beil. Sitting Bull und ich waren an der Stelle, wo Reno angriff. Sitting Bull war ein Mann mit großer Zauberkraft. Die Frauen und Kinder wurden schnell den Fluss hinuntergeschickt [...] Die Frauen und Kinder fingen die Pferde für die Krieger ein; die Krieger bestiegen sie, schlugen Reno zurück und jagten ihn in den Wald."

Und Pte-San-Waste-Win, eine Kusine Sitting Bulls. erzählte:

„Pulverdampf und der Staub von den Pferden hüllten den Berg ein. Die Soldaten feuerten viele Schüsse ab. Doch die Sioux schossen besser, und die Soldaten fielen. Nach den Männern unseres Dorfes überquerten die Frauen den Fluss, und als wir zu den Bergen kamen. war kein Soldat mehr am Leben, und Long Hair [Custers Name bei den Indianern, d. Verf.] lag tot zwischen ihnen. [...] Das Blut unserer Leute war heiß, und ihre Herzen waren voll Zorn, und sie machten an diesem Tag keine Gefangenen."

Der Sioux-Krieger Crow King beschrieb das Verhalten der US-Soldaten, als sie sich umzingelt sahen:

„Sie versuchten, ihre Pferde festzuhalten, doch als wir näherrückten, ließen sie los. Wir trieben sie zu unserem Hauptlager und töteten sie alle. Sie kämpften wie tapfere Krieger bis zum letzten Mann."

Über diese Schlacht erscheint in der ›Frankfurter Zeitung‹ am 8. Juli 1876 folgender Artikel:

„Amerika
Der amerikanische Korrespondent der ‚Times' meldet folgende Einzelheiten über die fürchterliche Niederlage der gegen die Sioux-Indianer ausgesandten Expedition

des Generals Custer. Custers Angriffscorps fiel in einer tiefen Schlucht in einen Hinterhalt und kein Mann blieb am Leben. Custer, seine zwei Brüder, sein Schwager, sein Neffe und 17 andere Offiziere wurden getödtet. Die Gesammtzahl der Todten in dem Hinterhalt ist 315. (Einer neueren Depesche zufolge sind nur 50 Mann getödtet. Red.) Nach dem Gemetzel umzingelten die Indianer Major Reno's Commando und hielten ihn einen Tag in den Hügeln, aber später, nachdem er im Stande gewesen sich mit seiner Reserve zu vereinigen, zogen die Indianer plötzlich ab und nahmen ihre Verwundeten und die meisten Todten mit. Als man nach Custer suchte, fand man 207 Leichen an einer Stelle und begrub sie. Die Indianer bemächtigten sich sämmtlicher Waffen der Getödteten. Reno hatte 31 Verwundete in seiner Colonne. Die Todten wurden von den Indianern schrecklich verstümmelt. Kurze Berichte über diese Katastrophe, fügt der Correspondent hinzu, haben im ganzen Lande ein Gefühl des Entsetzens verursacht."

Der Bremer ›Courier‹ meldet dazu am 9. Juli 1876:

„Vereinigte Staaten
Über die Niederlage der Unionssoldaten im Kampf gegen die Indianer hat die ‚Times' eine ausführliche Depesche, aus dem wir die noch nicht bekannten Einzelheiten hier folgen lassen: General Custer, der den Hauptangriff mit 5 Compagnien leitete, fiel in einen Hinterhalt in einer tiefen Schlucht. Die ganze Truppe ward niedergemetzelt, darunter Custer selbst, 4 seiner nächsten Verwandten und 17 Offiziere, im Ganzen 215 Mann. Nach dem Gemetzel umringten die Indianer Major Reno's 4 Compagnien auf einem Hügel und hielten sie dort den ganzen Tag lang fest. Schließlich gelang es ihm sich mit den 3 Reservecompagnien [unter Hauptmann Benteen, d. Verf.] zu vereinigen. General Gibbon [gemeint ist Oberst John Gibbon, der mit seiner Abteilung den Ort der Schlacht am 26. Juni 1867 erreicht, d. Verf.] vereinigte sich darauf mit Reno. Letzterer hatte 31 Verwundete unter seiner Truppe."

Der ausführlichste Bericht erscheint am 11. Juli 1876 gleich lautend in der ›Kölnischen Zeitung‹, in der ›Norddeutschen Allgemeinen Zeitung‹ (Berlin) und im Bremer ›Courier‹:

„Der Sieg der Sioux-Indianer über die Unionstruppen
Seit der Ausrottung der Modoc-Indianer, welche im Sommer 1874 Monate lang in ihren unzugänglichen Felsenschlupfwinkeln den Regierungstruppen widerstanden, haben die Rothhäute Nordamericas nicht mehr so viel von sich reden gemacht, wie augenblicklich, da sie in den zur Vertheidigung ebenfalls äußerst günstigen Black Hills eine ganze Colonne nordamericanischer Bundestruppen aufgerieben haben. Der Schauplatz ihrer diesmaligen Unthaten liegt im Nordwesten der Vereinigten Staaten, ungefähr auf der Gränze der Territorien Montana und Wyoming und nicht gar fern von dem Orte, wo vor zwei Jahren die Modocs ihr blutiges Räuberwesen trieben. Montana ist von allen Territorien der Vereinigten Staaten eins der am dünnsten besiedelten, indem es auf 6300 Q.Meilen nur etwa 20.000 Einwohner, meist nomadisirende Indianer vom Siouxstamme, enthält. Zwar weist die Karte außer den mit einer kleinen Garnison belegten hölzernen Forts eine ganze Anzahl sogenannter Cities auf, wer aber diese Regionen der Vereinigten Staaten und das Americanerthum überhaupt kennt, weiß, dass darunter nicht viel mehr und viel weniger als eine Anzahl roher Blockhütten zu verstehen ist, die heute gebaut, morgen schon wieder verlassen werden. Die meisten Ansiedler bestehen denn auch zum

größten Theil aus unsteten Bergleuten, die sich naturgemäß auf geregelten Bergbau nicht einlassen, die heute durch irgend einen zufälligen Silberfund angelockt, zahlreich an einem Orte zusammenströmen, um wenige Wochen später einige hundert englische Meilen weiter aufs Neue ihren Raubbau zu beginnen. Das Verhältnis zu den Indianern ist meist nicht ohne gegenseitigen Argwohn, aber im Ganzen ein freundschaftliches; sind doch diese weißen Eindringlinge gleichzeitig die Lieferanten von Waffen, Pulver und Branntwein, jenen drei Artikeln, welche den Indianern von allen Erzeugnissen europäischer Zivilisation am begehrenswerthesten erscheinen.
Die Rothhäute Montanas, Assiniboins, Blackfeets, Blood Crows, Flatheads, Gros Ventres und besonders Sioux, sind zum geringsten Theil, wie in den alten Staaten der Union, in reservirte Territorien eingeengt, sondern leben noch fast durchweg in jenem nomadisirenden Urzustande, wie ihn uns Cooper in idealisirter Form schildert. In physischer und moralischer Beziehung sind sie ihren ansässigen Stammesgenossen weit überlegen. Branntwein und Krankheiten haben bei ihnen noch nicht in gleichem Grade gewüthet, und in ihren Unternehmungen zeigt sich, wie dies seiner Zeit im Modoc-Kriege anschaulich zu Tage trat, eine kriegerische Begabung, eine naturwüchsige Schlauheit, welche sich nicht selten dem militärischen Talente der americanischen Officiere überlegen erwies.
Es war vor etwa vier bis sechs Wochen, als der Telegraph die Nachricht überbrachte, daß an mehreren Orten der Black Hills die weißen Ansiedler mit Weib und Kind von den Sioux hingeschlachtet worden seien. Die Fama hatte diese Gerüchte, wie sich später herausstellte, stark übertrieben; als Kern blieb aber doch eine Anzahl blutiger Frevel, die Bestrafung erheischten. Es wurden daher auf der Pacificbahn vermittelst Extrazüge in größter Eile Truppen nach den nächstgelegenen Puncten abgesandt; das Eingreifen derselben ist aber, wie schon mitgetheilt wurde, fürs Erste ein sehr unglückliches gewesen. Am 25. Juni rückte General Custer von dem Mündungspunkte des Little Horn River in den Little Big Horn River (zum Stromgebiet des Yellowstone River gehörig) mit zwölf Cavallerie-Schwadronen gegen die Black Hills vor, stieß aber 30 Meilen vor der Mündung des Little Horn River stromaufwärts auf ein weitausgedehntes Lager von etwa 2500 Indianern. Major Reno wurde beauftragt, mit vier Schwadronen eine Umgehung zu bewerkstelligen, drei Schwadronen blieben im Rückhalt und mit dem Reste unternahm General Custer den Angriff in der Fronte. Binnen Kurzem befanden sich die Truppen, ohne auf starken Widerstand zu stoßen, inmitten des feindlichen Lagers, und auch von dort aus verfolgten sie die Flüchtlinge immer weiter. Bald aber zeigte sich die List der schlauen Indianer. In einem mit dichtem Gestrüpp bewachsenen Waldthale, mit steilansteigenden Seitenwänden, sah sich General Custer von allen Seiten der Art eingeschlossen, daß kein Rückweg mehr offen blieb, während die gut gedeckten Indianer von den Höhen ihre wohlgezielten Schüsse hinabsandten. General Custer, seine zwei Brüder, sein Schwager, sein Neffe, 17 Officiere und 315 Soldaten blieben todt auf dem Platze, nur einige wenige vermochten mit Wunden bedeckt zu entrinnen, gelangten aber erst auf großen Umwegen zu ihren übriggebliebenen Kampfgenossen. Als die Indianer auf diese Weise jene fünf Schwadronen vernichtet hatten, umzingelten sie den Major Reno mit seinen vier Schwadronen. Dieser aber vermochte sich mit Verlust von 31 Todten einen Tag lang zu halten und brachte dann seine Vereinigung mit der Reserve und später mit General Libbon [gemeint ist Oberst John Gibbon, d. Verf.] zu Stande. Man folgte der mit Leichen bedeckten Marschroute des Generals Custer, bis man in jenem Tale auf die 300 Leichen stieß, die sämmtlich scalpirt und entsetzlich ver-

stümmelt worden waren. Die Indianer waren spurlos verschwunden, nachdem sie ihre Verwundeten, die meisten ihrer Todten und sämmtliche Waffen der americanischen Soldaten mit sich genommen hatten. Trotzdem hielt General Libbon es für gerathen, zu der Mündung des Little Horn River, dem Ausgangspuncte des Marsches zurückzukehren. Da diese Niederlage allenthalben in den Vereinigten Staaten eine große Aufregung hervorrief, so wird man sich bemühen, die Scharte baldmöglichst auszuwetzen. Die Sioux-Indianer, mit die zahlreichsten und wildesten Indianer, leben als umherziehende Nomaden in den Territorien Dakotah, Wyoming und Montana und betreiben außer der Jagd mit Geschick und besonderer Vorliebe das Räuberhandwerk. Die Sioux von Montana zerfallen, nach dem officiellen Bericht des Commissioners of Indian Affairs, in die Stämme der Oncapatina (400), der Santees (1300), der Tetons (6000) und der Upper Yanktonnacs (2270 Köpfe).
Nach einem so eben eintreffenden Telegramm betrug der Verlust des Majors Reno auf seinem Rückzuge 50 Todte und 40 Verwundete.
Die Nachrichten über diese Kämpfe haben ihren Weg über das in gerader Richtung etwa 180 Kilometer weiter westlich gelegene Fort Ellis genommen und sind von dort telegraphisch nach Philadelphia und New-York übermittelt worden. Die Sioux-Indianer waren meist beritten und durchweg, wie ehedem die Modocs, mit Hinterladern neuester Systeme bewaffnet, die sie vortrefflich zu handhaben wußten. Das Cavallerie-Regiment, welches auf die oben erzählte Weise größtentheils der Vernichtung anheimfiel, war das siebente. Ob aber General Custer die Reiter absitzen ließ, als dieselben zum Angriffe vorgingen oder ob er unkluger Weise sich mit den Pferden in die unwegsamen Felsenregionen verlocken ließ, ist nicht bekannt. In letzterem Falle dürften die behenden Indianer aus eben demselben Grunde gesiegt haben, welche den Schweizern in der Schlacht bei Murten über die schwergepanzerten Ritter Karl's des Kühnen die Oberhand verlieh."

In einem weiteren Artikel des ›Courier‹ vom 11. Juli 1876 befasst sich dessen Autor mit den damals bekannten politischen Hintergründen der Indianer-Unruhen, von denen seiner Zeit der Westen Nordamerikas vom Mississippi über die Great Plains und die Rocky Mountains bis hin zur Pazifikküste geprägt war. Aus dieser recht ausführlichen Darstellung seien hier nur einige Zitate genannt, die deutliche Kritik an der Indianerpolitik der USA anklingen, und darüber hinaus ebenso deutliche Sympathie für Amerikas Ureinwohner erkennen lassen:

„Die Erörterungen im Congresse zu Washington, welche die Nachricht von der Niederlage des Generals Custer hervorrief, sind geeignet, ein eigenthümliches Licht auf diese Streitigkeiten der Regierung der Vereinigten Staaten mit den nördlichen Indianerstämmen zu werfen, indem daraus klar hervorgeht, daß das formelle Recht vollständig auf Seiten der rothen Naturkinder war, während die Unions-Regierung sich eines mehrmaligen Vertragsbruches schuldig machte. [...]"

Nach ausführlicher Darstellung der Ereignisse um die Schlacht am Little Bighorn-Fluss schließt der Artikel dann:

„[...] Im Uebrigen mehren sich die Stimmen zu Gunsten der durch mehrere Vertragsbrüche und Ungerechtigkeiten zum Aeußersten gebrachten Indianer; gilt es geradezu als wahrscheinlich, daß die in den betreffenden Districten commandirenden Generäle durchweg von den unternehmungslustigen Bergwerks-Gesellschaften bestochen waren. [...] Die Ernennung General Sheridan's [...] [dessen berüchtigter

Ausspruch „Ich habe nur einen guten Indianer kennen gelernt, und der war tot" später als „Nur ein toter Indianer ist ein guter Indianer" immer wieder kolportiert wurde, d. Verf.] [...] zum Ober-Commandanten aller Truppenteile, die gegen die Sioux operiren sollen, zeigt, wie auch die englischen Blätter bemerken, daß man es auf eine vollständige Ausrottung dieses Stammes abgesehen hat, denn der genannte General steht in dem Rufe, ein Freund strenger Maßregeln zu sein, besonders aber mit den Indianern wenig Federlesens zu machen. [...] So werden wir wahrscheinlich binnen Kurzem wieder einen Indianerstamm von dem Boden Nordamericas verschwinden sehen, und daß es nicht der letzte ist, dem dieses traurige Schicksal zu Theil wird, dafür werden die Grenzstreitigkeiten schon sorgen."

Wie sehr diese Berichte über die reine Information hinaus spätere Legendenbildungen begünstigt haben könnten, lässt sich ziemlich mühelos vermuten. Ungeklärt bleibt indessen, warum Karl May diese ›Schlacht am Little Bighorn‹ in keiner seiner Veröffentlichungen verwendet hat. Doch kann ich mir sehr gut vorstellen, dass es für interessierte Karl-May-Freunde eine schöne Aufgabe wäre, Nachforschungen über diese Frage zu vertiefen.

Dass das scheinbare Desinteresse Mays an den in Rede stehenden Ereignissen durch einen eventuellen Mangel an Information erklärbar ist, dürfte sicher auszuschließen sein. Denn die oben zitierten Berichte aus vier verschiedenen Tageszeitungen aus dem nord- und westdeutschen Raum sind so oder so ähnlich gewiss auch in sächsischen Blättern erschienen und dürften May vermutlich bekannt gewesen sein. Doch galt sein Nordamerika-Interesse nahezu ausschließlich den Regionen des Südwestens und den dort lebenden Indianervölkern der Apachen und Comanchen. Möglicherweise – doch das ist reine Spekulation – finden aber die Meldungen über die Little Bighorn-Schlacht bei May ihren Niederschlag darin, dass er in seinen Schriften die Sioux-Indianer häufig auf der Seite des Bösen agieren lässt und er damit dem Bild dieses Stammes entspricht, wie es in damaligen US-Agenturmeldungen gezeichnet wurde. Zu vermuten ist, dass die militärische Niederlage einer Unionstruppe alles andere als glorreich war und am wirkungsvollsten getarnt werden konnte, wenn die Indianer in den offiziellen Pressemeldungen als äußerst bösartig und hinterhältig geschildert wurden. Zu vermuten ist weiterhin, dass auch die damalige US-Regierung schon eine ›Achse des Bösen‹ konstruierte, um die sich anschließenden Rachefeldzüge gegen die Indianer, die schließlich im Massaker am Wounded-Knee-Bach am 29. Dezember 1890 ihren traurigen Höhe- und Schlusspunkt fanden, moralisch zu rechtfertigen. Doch verbleiben derartige Gedankengänge im Bereich des Spekulativen. Als bündige Erklärung für Mays Zurückhaltung bei der Erwähnung der Bighorn-Schlacht möchte ich sie nicht werten. Dennoch suche ich weiter nach Deutungen und bitte zugleich alle, die an dieser Frage ebenfalls interessiert sind, mir ihre Überlegungen mitzuteilen.

Die Abbildungen zu diesem Artikel stammen aus dem Archiv von Herrn Holger Siebritz.

Manfred Raub

Edward S. Curtis

Ein Leben im Banne der Fotografie

Vorwort

Auf der letzten Shatterhan-t-our der Karl-May-Gesellschaft im April 2004[1] besuchten wir auch das Städtchen Bisbee, das durch den Kupfertagebau der Lavender Pit Mine wohlhabend geworden ist. Bisbee liegt im Süden Arizonas nahe der mexikanischen Grenze, unweit der Westernstadt Tombstone.

Edward S. Curtis, Selbstporträt (1899)

In einem historischen Hotel, der Copper Queen, hatten wir für zwei Nächte unsere Zelte aufgeschlagen. Für Westernfreunde: In diesem Hotel hat auch schon John Wayne gewohnt! In der Hotelhalle fiel mir ein Magazin in die Hände: ›The Tucson Guide Quarterly, Vol. 22, Nr. 1, 2004, Spring‹. Ich muß gestehen, daß ich das Magazin auf eine Weise an mich gebracht habe, die man wohl nicht mehr ›gentlemanlike‹ nennen kann, wofür ich mich auch schäme: Man könnte es auch Mund-Raub nennen.

Auf Seite 131 fand ich einen sehr interessanten Bericht über Edward S. Curtis. Da ich in meinen Arbeiten auf Fotografien von Curtis zurückgegriffen habe (M-KMG 120/1999, S. 33–44 u. ö.) möchte ich noch, wenigstens auszugsweise, einige bestimmt unbekannte Daten zu diesem für den Indianerliebhaber unverzichtbaren Mann und seinen Werken bekannt geben.

Ein Mann auf der Suche nach den schwindenden Traditionen der amerikanischen Indianer

Im Keller von Lauriats Buchladen in Boston, Mass., tauchte 1972 eine sonderbare Sammlung fotografischer Platten und Fotogravüren auf. Ein Angestellter, nach etwas anderem suchend, fand ein Depot phantastischer Bildnisse amerikanischer Ureinwohner. Einige Bilder zeigten Personen, die traurig in des unbekannten Fotografen Kamera blickten, einige saßen im Sattel und ritten in die weite Landschaft, andere Menschen wiederum waren beim Kochen oder arbeiteten in den Feldern. Die Bilder erschienen nostalgisch, manchmal sogar romantisch, alle waren jedoch würdevoll.

---

1 Vom 15.4. bis 2.5.2004 nach Arizona. Reisebericht s. KMG-N 141/September 2004. – Der Sioux-Kalender der Nachtgestirne bezeichnet den Monat April als „Mond der grünenden Gräser“. Auch die Reisenden der KMG kamen im Frühling nach Arizona und wurden von einer einzigartigen exotischen Blütenpracht empfangen.

Diese vergessenen Bilddokumente erwiesen sich als die Arbeiten des bekannten Edward S. Curtis. In den Anfangsjahren des 20. Jahrhunderts nahm dieser begabte Fotograf die gewaltige Aufgabe in Angriff, jeden Indianerstamm des amerikanischen Westens bildlich zu erfassen, vom Mississippi bis zum Pazifik und von Alaska bis Mexiko.

Curtis bereiste Arizona in den Jahren zwischen 1904 und 1923 viele Male. Seine exquisiten, braungetönten (Sepia) Bilder – junge Hopi-Frauen mit Schmetterlingshaartrachten, der in die Jahre gekommene Geronimo, Navajo-Reiter im Canyon de Chelly[2] – sind heutzutage die bekanntesten, die je in diesem Staate aufgenommen wurden.

Geronimo (Curtis, 1907)

Heute reißen sich Sammler um seine Arbeiten – für ein makelloses Foto werden Preise bis zu 50.000 $ verlangt –, Curtis aber starb verarmt und vergessen. „Er hat nie einen Cent bei seinen Arbeiten verdient", sagt Tucson-Fotohändler und Curtis-Bewunderer Terry Etherton. „Erst im Jahr 1970 wurden seine Werke wieder allgemein bekannt."

In den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg war Curtis schon als Abenteurer bekannt, anerkannt war er als Fotograf. Präsident Theodore Roosevelt und der Finanzier J. P. Morgan unterstützten seine Vorhaben.

Um die Jahrhundertwende begann er sein ehrgeiziges Projekt, die letzten verbliebenen Indianer in ihrer Ursprünglichkeit, ihrer Kleidung, mit ihrer Lebensart und ihren Zeremonien zu erhalten – das „wunderbare indianische Leben" insgesamt. Wie viele Amerikaner dieser Tage glaubte auch er, daß die indianische Bevölkerung am Aussterben war, und im Rennen gegen Zeit und Integration begann er, die althergebrachten Sitten und Gebräuche aufzuzeichnen. Als erfolgreicher Studiofotograf in Seattle, Washington, schätzte Curtis, die auf ihn zukommenden Arbeiten in einem Zeitraum von fünf Jahren erledigen und achtzig Stämme, über Tausende von Meilen im Lande verteilt, dokumentieren zu können. Er brauchte dazu dreißig Jahre.

Chaiwa – Tewa mit Schmetterlingsfrisur (Curtis)

Beharrlich bereiste er das Land in alle Richtungen 123mal, entweder mit der Eisenbahn

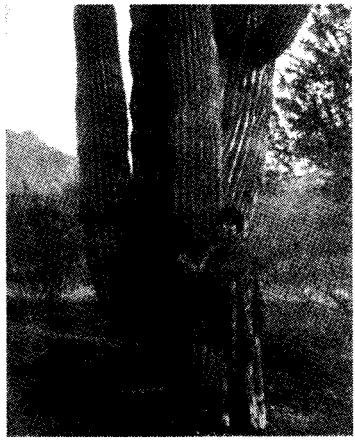
2 Näheres dazu im Anhang I.

Der Sturm – Apachen (Curtis, 1906)

oder zu Pferd, begleitet von seinem Assistententeam. Seine Ausbeute waren über 40.000 Negative und 2.000 Fotografien, die er in einem riesigen, zwanzigbändigen Werk ›Der nordamerikanische Indianer‹ publizierte.[3]

Laut eigener Aussage brauchte Curtis für jede Stunde Fotoarbeit zwei Stunden Zeit für die schriftliche Dokumentation. Sein gesamtes Fotowerk wird durch ausführliche begleitende Texte unterstützt, die indianische Geschichte, Sitten und Gebräuche, religiöse Vorstellungen und Mythen beinhalten. 10.000 indianische Lieder und Sprachproben wurden von ihm mittels eines alten Aufnahmegerätes, noch mit Wachszylindern, für die Nachwelt erhalten.

Anfangs wurden seine Arbeiten mit größtem Wohlwollen aufgenommen. Der erste Band mit den Stämmen der Apache, Jicarilla und Navajo erschien 1907, Präsident Roosevelt selbst verfaßte die Einleitung. Eine New Yorker Zeitung bezeichnete dieses gigantische Projekt als das „größte Ereignis auf dem Büchermarkt seit der King James Ausgabe der Bibel".[4] Künstlerisch ist der erste Band wohl der beste. „Die erste Edition hat mehr hochklassische Bilddokumente als alle anderen", meint Etherton. Es war der Beginn, die Aufgabe war nagelneu, und die fotografischen Bedingungen waren hervorragend.



Pima-Frau vor Saguaro (Curtis)

Band 2 zeigt die Wüstenstämme Arizonas, eingeschlossen die Pima- und Papagoindianer, die sich heute in ihrer eigenen Sprache Akimel O'odham und Tohono O'odham nennen.[5] Hier

3 Vgl. auch Gudrun Keindorf: ›The North American Indian – Die Indianer Nordamerikas‹ in KMG-N 140/Juni 2004, S. 20.

4 König James (Jakob) I. von England, 1566–1625, autorisierte eine Bibelübersetzung ins Englische. Sie wurde 1611 gedruckt.

5 Näheres zu Pima und Papago vgl. Manfred Raub: Indianer am Rio Gila. In: M-KMG 129/September 2001, S. 28ff., hier S. 36ff.

sieht man hochragende Saguaro-Kakteen und die Mission San Xavier del Bac, bevor sie ihren weißen Anstrich bekam. Sie war vorher sandstein-braun, wie heute noch der Mittelteil.[6] Ein Bild bezeichnet Etherton als Curtis' gelungenstes: ein Porträt von „Mosa-Mohave", gegen den dunklen Hintergrund aufgenommen – Curtis benutzte improvisierte Zeltstudios auf seinen Reisen – ein andächtig schauendes Mädchen, Licht auf dem Haar, ihren dunklen Wangen und dem hellen, geknüpften Halsschmuck.[7]

Band 12 ist wiederum Arizona gewidmet, diesmal mit Ansichten des Hopi-Stammes[8] (früher Moki oder Moqui – so auch bei Karl May), der auf den nackten Felsmesas Nordarizonas wohnt.

Erscheinen der Hopi-Schlangentänzer (Curtis)

Curtis hatte eine besondere Zuneigung zum Hopiland, und er besuchte es so oft, daß er den Hopi-Anführer überzeugen konnte, ihn in das berühmte Ritual des Schlangentanzes einzuweihen.[9] Fotografien der kostümierten Schlangentänzer mit Besuchertrauben im Hintergrund bringt das Buch ebenso wie junge Hopimädchen mit Schmetterlingsfrisuren, die auf ihre Heiratswilligkeit schließen lassen. Andere Bilder zeigen Hopi-Behausungen und Felswohnungen in Licht und Schatten.

---

6 Zur Mission San Xavier del Bac, die Karl May in *Der Oelprinz* (Stuttgart, Berlin, Leipzig, o. J., S. 1ff.) ausführlich beschreibt, vgl. auch Raub, wie Anm. 5, S. 37, sowie Wilhelm Manig: Auf Fährensuche: Waren die Nijoras in Karl Mays Erzählungen Apachen? In: M-KMG 97/September 1993, S. 21ff., hier S. 23ff.

7 Diese Aufnahme ist abgebildet im Rahmen von Raub, wie Anm. 5, S. 35 (oben links).

8 Vgl. dazu unten, Anhang II.

9 Auch heute noch sind viele indianische Rituale und Tänze bei allen Stämmen ausnahmslos für weiße Zuschauer verboten. – Curtis' Fotografie eines Hopi-Schlangentänzers ist abgebildet im Rahmen von Manfred Raub: Pueblos und Pueblo-Indianer bei Karl May 2. In: M-KMG 125/September 2000, S. 28ff., hier S. 32.

Die Arbeit jedoch, die für die Aufbereitung dieser Aufnahmen in einem Zeitraum von 30 Jahren nötig war, war zermürbend. Seine Biografin Barbara A. Davis schreibt hierzu: „Curtis hatte ein Programm, welches jeden anderen Menschen umgebracht hätte. Er ruinierte seine Gesundheit, gab sein Familienleben auf und stürzte sich in gewaltige Schulden." Auf einer Reise erkrankte sein kleiner Sohn an Typhus. Ein andermal, bemerkt Etherton, führte ein Mißverständnis dazu, daß Curtis bei Nacht und Nebel aus dem Navajo-Gebiet gewiesen wurde. Über die Jahre wurde er von Arthritis geplagt, und seine Bewegungen wurden von einer schmerzenden Hüfte eingeschränkt.

Mohave-Wasserträgerin (Curtis)

Die Zuschüsse, die J. P. Morgan beisteuerte, reichten nie aus, so daß Curtis noch Geld aus dem Seattle-Studio zog, um sein Projekt weiterführen zu können.

Seine Frau, der schleppenden Zahlungen für den Familienunterhalt und seiner langen Abwesenheit überdrüssig, ließ sich scheiden. Der Streit um die Alimentezahlungen ging so weit, daß Curtis sogar verhaftet wurde. Trotzdem machte er weiter. Der Mann war so besessen, rekapituliert Etherton, daß er seine Familie verlor, Schulden machte und dennoch sein Ziel nie aus den Augen verlor.

Als Curtis seinen zwanzigsten und letzten Band 1930 beendet hatte, geschah ihm das persönlich Schlimmste. Sein Publikum hatte das Interesse an seinen Arbeiten verloren. Indianisches war aus dem Blickfeld geraten. Die Depression entzog ihm, da seine Bücher doch relativ teuer waren, die potentiellen Kunden. Nachdem er seine Arbeiten zu Ende gebracht hatte, verloren seine Leser das Interesse an Curtis und seiner übersteigerten Arbeitswut. Er fotografierte niemals wieder.

1952 starb Curtis im vierundachtzigsten Lebensjahr. Die ›New York Times‹ brachte nur einen knappen Nachruf: „Curtis war eine Autorität auf dem Gebiet der indianischen Forschung". „Nebenbei", bemerkte der Redakteur, „war er auch Fotograf."

Epilog: Edward Curtis und Karl May

Nach all diesen Erkenntnissen über Curtis zeigen sich doch, meiner Meinung nach, gewisse Parallelen zu Karl May: Mißglückte Ehe und Geldschwierigkeiten in den Anfangsjahren der beruflichen Tätigkeit beider.

Bei Karl May waren die sehr intensiven Erkundungsarbeiten in älterer und zeitnaher Literatur, von Lexika, Reisebeschreibungen, Gesetzestexten, Kartenwerken mit Stadtplänen, Seekarten, Fremdsprachen, Klassikern, Koran und Bibel u. ä. unerläßlich, ohne die er seine phantastischen, ortsgenauen Abenteuerreisen nie so glaubhaft hätte verwirklichen können.

Auch Curtis wird sich wie May fachgerecht vorbereitet haben, zumal zu dieser Zeit die Fotografie noch in den Kinderschuhen steckte und nicht mit dem heutigen Stand zu vergleichen ist.

Mays Vorstudium ist alleine schon eine Herkulesarbeit. Alle Texte, viele tausend Seiten, mit eigener Hand und ohne Hilfe verfaßt und niedergeschrieben, nicht wie Dumas u. a., welche einen Mitarbeiterstab beschäftigten, der aushalf, wenn es brannte. Teilweise wohl eine Arbeit bis zur völligen Erschöpfung. Ich erkenne auch bei May eine gewisse Sucht, seiner Leserschaft Lehrreiches und Interessantes im Mantel des Abenteuers zu bieten und zudem noch sein Ego zu befriedigen. Eine positive Manie, falls es so etwas geben sollte!

Zwar starb May nicht in Armut wie Curtis, die unseligen Prozesse in seinen letzten Lebensjahren lassen sich jedoch durchaus mit den verzweifelten, bis zum Abschied von dieser Welt andauernden Lebensumständen des einst so angesehenen Fotografen vergleichen.

Wir sind jedoch in der glücklichen Lage, von beiden Menschen zu profitieren. Dem Amerikaner mit seinen anschaulichen, nie mehr nachzuvollziehenden, textlich unterlegten Fotografien und dem Sachsen, der uns noch heute nach über hundert Jahren so viel Freude durch seine Arbeiten ins Haus bringt, der immer noch – nah und fern – einen großer Freundeskreis für sich interessieren kann. Nur wenigen Menschen ist solches beschieden.

Anhang I: Der Canyon de Chelly

Der Canyon de Chelly ist in tiefer Erdspalt mit einer langen, bewegten Geschichte. Die Anhebung der Formation erfolgte vor Millionen Jahren, noch vor der Auffaltung des Colorado-Plateaus. Das Gebiet wurde 1931 zum ›National Monument‹ erklärt.

Für die dort lebenden Menschen, die Diné-Navajo, heißt der Canyon de Chelly Tsegi (ausgesprochen Se-ih), zugleich Wohnort, Platz religiöser Besinnung und Ausübung. Vielleicht ist ›Chelly‹ eine Angleichung an das indianische ›Tsegi‹. Der Name steht für ein Leben in Tradition und im Einklang mit Mutter Erde.

Seit etwa 5000 sind Spuren menschlicher Besiedlung nachweisbar. Doch erst vor etwa 300 Jahren zogen die Navajos, aus anderen Gebieten vertrieben, in die fruchtbaren Canyontäler, ohne dort allerdings die erwartete Ruhe zu finden.

Canyon de Chelly – Navajos (Curtis, 1904)

Trotz Zusicherung der US-Regierung auf friedliche Koexistenz startete 1863 Colonel Kit Carson im Auftrag des Militärbefehlshabers des Territoriums eine Vernichtungskampagne gegen die Navajos. Im Winter 1864 trieb Carson sie zusammen; die meisten wurden getötet. Im nachfolgenden Frühling zerstörte er die Hogans, verwüstete die Obstplantagen und tötete die Schafe.

Die verbliebenen Navajo wurden 300 Meilen nach Fort Sumner, New Mexico, getrieben. Viele verloren auf dem ›Langen Marsch‹ ihr Leben.

Bei Karl May wird der Canyon de Chelly nur kursorisch erwähnt. Im *Ölprinz* behauptet Grinley von an seiner (erfundenen) Ölquelle: *Meine Petroleumquelle liegt am Chellyflusse ...*[10]

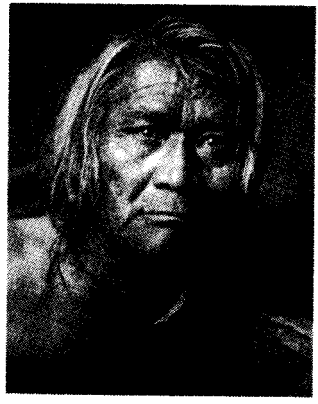
Anhang II: Die Hopi-Indianer

Die Hopi-Indianer leben schon über 2000 Jahre im Südwesten, sie sind die direkten Nachkommen der Anasazi. Unter spanischer Herrschaft wurden auch sie und ihr kulturelles Leben vergewaltigt. 1680 beteiligten sich auch die Hopi an der Pueblo-Revolte, welche die Spanier für zehn Jahre aus ihren angestammten Ge-

10 May: *Der Oelprinz,* wie Anm. 6, S. 173.

bieten trieb. Feindliche Navajo, Apache und Ute reduzierten im Laufe der Jahre den Stamm. Die Pocken, von den Europäern um 1800 eingeschleppt, brachten die Indianer dem Untergang nahe.

Heute zählt der Stamm wieder über 9.000 Mitglieder. Ihr Gebiet liegt inmitten der riesigen Navajo-Reservation an den drei Mesas, die sich wie Finger in die Landschaft schieben. Die drei alten Hopi-Dörfer befinden sich auf den Bergrücken, die heutigen Siedlungen am jeweiligen Mesa-Sockel. Alle Hausbauten sind aus Stein ausgeführt, nicht wie die meisten Pueblos in New Mexico aus Adobe.



Hopi-Mann (Curtis)

Die Abbildungen zu diesem Artikel sind dem Buch von Ralph W. Andrews entnommen, das das folgende Literaturverzeichnis anführt.

Literaturverzeichnis

Andrews, Ralph W.: Curtis' Western Indians. New York: Bonanza Books, 1962.

Eagle/Walking Turtle: Indian America. 4th ed. Santa Fé, N. M.: Muir Publ., 1995. (A Traveller's Companion).

Travelling among the Navajos. Hg. US Department of the Interior, National Park Service, o. J.

Waldmann/Braun: Atlas of the North American Indian. New York, N. Y. 1985 (Facts on File).

*
**

Albrecht Götz von Olenhusen

Karl May und Adolf Hitler – Die ›Hitler-Bibliothek‹ in den USA

„[...] man vergesse doch nie, dass ›Mein Führer‹ sämmtliche Karl May Bände griffbereit neben dem Kopfkissen hatte!“[1]

Zu den Topoi der verschiedenen Phasen der Rezeptionsgeschichte Karl Mays gehört die bekannte Tatsache, daß Adolf Hitler ein begeisterter Karl-May-Leser war.

Gesicherte Erkenntnis der historischen Forschung und insbesondere der Hitler-Biographik – von den zahlreichen polemischen Darstellungen einmal abgesehen –, ist, daß er weit über die Jugend- und Heranwachsenenzeit hinaus von Karl-May-Romanen fasziniert war und blieb. Günter Scholdt ist den als zuverlässig anzusehenden Fakten und dem Einfluß der Lektüre nachgegangen. Er hat wesentliche Quellen dazu in aufschlußreicher Weise ausgewertet.[2]

Auch neuere Hitler-Biographien gehen, wenn auch meist peripher, auf Hitlers Karl-May-Lektüre ein. Etwa 1899, so schreibt Ian Kershaw in seiner großen Biographie, hätten den Volksschüler in Linz die Abenteuer- und Indianergeschichten gefesselt.[3] Hitlers Jugendbiographie belegt die frühen Lektüren, so daß auch ein früherer Lehrer bereits im Jahre 1924 berichtete, daß der ehemalige Schüler von den Karl-May- und Indianer-Geschichten „angekränkelt“ gewesen sei.[4] Es heißt, daß er seine ersten Lektionen in Geographie Mays Werken zu verdanken gehabt hätte. „Voll Verehrung spricht er laut Hanisch von Gottfried Semper und Karl May, ereifert sich über die katholische Jugend und die Jesuiten, beschäftigt sich mit der Revolution von 1848 und doziert gerne über Arthur Schopenhauer, den Lieblingsphilosophen der Deutschnationalen“. So Brigitte Hamann in ihrer sehr detailfreudigen Biographie ›Hitlers Wien‹ über seine Zeit im Wiener Männerheim.[5]

---

1 Arno Schmidt: Der sanfte Unmensch. Berlin 1963, S. 49; ursprünglich erschienen in: DYA NA SORE. Karlsruhe 1958. – Es wäre vielleicht möglich, die Quelle von Arno Schmidts Bemerkung zu eruieren.

2 Günter Scholdt: Hitler, Karl May und die Emigranten. In: JbKMG 1984, S. 60, 68ff. mit Nachweisen; vgl. ferner Martin Lowsky: Karl May. Stuttgart 1987, S. 134.

3 Ian Kershaw: Hitler 1889–1936. Stuttgart 1998, S. 45f.

4 Franz Jetzinger: Hitlers Jugend. Wien 1956, S. 105.

5 Brigitte Hamann: Hitlers Wien. Lehrjahre einer Diktators, München 1998, S. 238; zum problematischen Quellenwert der Aussagen über Hitlers Männerheimzeit vgl. Hamann, S. 26ff., die jedoch die Angaben von Hanisch im wesentlichen für glaubwürdig hält, soweit er nicht als Verkäufer von gefälschten Hitlerbildern eigene Interessen verfolgte und deswegen ein Teil seiner Angaben hier mit Vorsicht aufzunehmen ist.

Auch Hitlers Besuch von Mays Wiener Vortrag und seine begeisterte Verteidigung des Autors gegen Angriffe wird zu den historisch gesicherten Fakten zu zählen sein.[6]

Hitlers fortdauernde May-Lektüre und ungeschmälert konservierte Begeisterung ist auch für spätere Jahrzehnte belegt. Die sicherlich quellenkritisch zu lesenden Berichte Albert Speers dürften jedenfalls in dieser Hinsicht zutreffend sein.

Hitlers Lektüren wird man jetzt aufgrund einer genaueren Überprüfung seiner Privatbibliothek näher untersuchen und werten können. Hitlers Bibliothek befindet sich heute in den USA, und zwar in der Rare Book Division der ›Library of Congress‹ in Washington. Die Bestände aus dem Berghof, aus der Berliner Reichskanzlei und der Parteikanzlei sind von hohem dokumentarischem Wert, denn sie tragen zum Teil Lesespuren Hitlers und lassen insoweit jedenfalls für eine relativ späte Zeit wichtige Rückschlüsse zu. Neuere historische Forschungen werfen daher einiges neues Licht auf die Fragen, welche Bücher Hitler tatsächlich selbst besaß, in welcher Weise er von der Bibliothek Gebrauch gemacht hat und inwieweit ganz bestimmte Lektüren sein Weltbild geprägt haben.[7]

Von Heinrich Hoffmann, dem Hitlerschen Hof-Fotografen, ist Hitler unter anderem auch als intensiver Bücherleser, selbst während des ansonsten unruhigen Wahlkampfs von 1932, sorgsam stilisiert worden, und auch auf dem einen oder anderen später veröffentlichten Hoffmann-Foto wird der ›Führer‹ gezeigt, wie er sich auf ein Buch konzentriert, etwa im Jahre 1934 – die Bildlegende zeigt ihn „Vor der Volksabstimmung des 19. August, in der sich 90 von 100 der Nation zum Führer bekannten".[8]

In Bezug auf Hitlers Karl-May-Lektüre bezieht sich auch die neue Spezialuntersuchung zunächst auf Sekundärliteratur wie Robert Payne,[9] Ernst Nolte,[10] Alan Bullock[11] und auf die schon erwähnte Studie von Brigitte Hamann. Daß Hitler mit dem Pazifisten Karl May wohl schwerlich etwas anfangen konnte, ist auch Ambrùs Miskolczy nicht entgangen, der auch auf den Umstand verweist, daß ironischerweise ein anderer Favorit, Schopenhauer, Pazifist war.[12]

---

6 Hamann, wie Anm. 5, S. 544ff., gestützt auf den Bericht des Brünner Anonymus aus dem Jahre 1935, der als glaubwürdig anzusehen ist.

7 Ambrùs Miskolczy, ein Budapester Historiker, hat dazu jüngst eine auch in englischer Sprache verfügbare Studie vorgelegt: Hitlers Library. Budapest, New York: Central European University Press 2003; vgl. im übrigen Reginald H. Phelps: Die Hitler-Bibliothek. In: Zeitgeschichte 1952, Nr. 1–2, S. 29–50.

8 Heinrich Hoffmann: Das Antlitz des Führers. Berlin 1939, S. 18f.; Miskolczy zitiert das Foto Hoffmanns ›Der Führer liest‹ von 1932 und ein weiteres, auf dem er bei der Lektüre der lokalen Berchtesgadener Zeitung 1936 abgebildet ist (wie Anm. 7, S. XVI, Fn. 25 und 26).

9 Robert Payne: The Life and Death of Adolf Hitler. New York, Washington 1973, S. 26f.

10 Ernst Nolte: Der Faschismus in seiner Epoche. München 1963.

11 Alan Bullock: Hitler und Stalin: Parallel Lives. London 1992.

12 Wie Anm. 7, S. 68.

Ob die Bestände der heute noch vorhandenen Bibliothek, welche US-Amerikaner 1945 in einer Salzmine in der Nähe des Obersalzberges fanden, vollständig sind, ist ungewiß. Baldur von Schierach bezifferte die Zahl der Werke in Hitlers Bibliothek mit 6.000. Diese Zahl dürfte wahrscheinlich weit untertrieben sein. Anhand von An- und Unterstreichungen sowie durch einige Randbemerkungen läßt sich insbesondere bei einer Reihe von ideologisch wesentlichen Werken nachweisen, daß Hitler sie gelesen hat.

Nach Abschluß der Untersuchung von Miskolczy (die jedoch erst 2003 erschien) ist im übrigen auch eine detaillierte Bibliographie von Hitlers Bibliothek in den USA veröffentlicht worden.[13]

Die US Army hatte 1945 3.000 Bücher der heute sogenannten ›Hitler Collection‹ sichergestellt und nach den USA verbracht. 1.200 sind offenbar heute noch vorhanden. Man muß es bedauern, daß die Sammlung nicht insgesamt erhalten, sondern auseinandergerissen und vor Jahren zum Teil verkauft worden ist. Die Bedeutung dieser Restsammlung scheint erst in jüngerer Zeit richtig erkannt worden zu sein. Die Bibliographie erfaßt die Bestände sorgfältig, auch die zahlreichen Dedikationsexemplare mit ihren Widmungen. Als Beispiel mag die Widmung von Leni Riefenstahl dienen: „Meinem lieben Führer in tiefster Verehrung" (20.6.1933), eine ebenso hymnische Dedikation der Filmerin stammt von Weihnachten 1936, von Dezember 1937 und – zum Geburtstag „in Treue und Verehrung" – das Fotoalbum zu Riefenstahls Film ›Tiefland‹ von 1944.

Während der NS-Zeit ist ein Verzeichnis der Bücher offenbar nie angelegt worden. Daher kennen wir den ursprünglichen Umfang der privaten Bibliothek nicht. Schätzungen gehen dahin, daß sie etwa 12.000 bis 16.000 Bände umfaßt haben müßte. Für spätere Zeiten lagen Pläne für eine Bibliothek mit 60.000 Bänden vor.

Karl-May-Ausgaben haben sich unter den Sammlungen in den USA nicht gefunden. Das mag mit den nachkriegsbedingten Wirren, mit Plünderungen und privaten Aneignungen zusammenhängen oder auch damit, daß die Sammlung eben in den USA nicht vollständig erhalten geblieben ist. Es ist also heute anhand dieser Sammlung und Bibliographie allein nicht mehr feststellbar, ob tatsächlich einzelne Werke oder eine Ausgabe dort überhaupt jemals vorhanden gewesen ist. Die ›Hitler Library‹ ist nur ein Teil der Buchsammlungen der ›Third Reich Collection‹, deren Werke zum Teil auch anderen Nazi-Größen gehörten (Joseph Goebbels, Hans Frank, Hermann Göring, Rudolf Hess, Heinrich Himmler, Alfred Rosenberg, Julius Streicher u. a.).

Hitlers Bücher sind zum Teil durch ein persönliches Exlibris gekennzeichnet. Der Staat Bayern, bekanntlich auch Erbe der Urheberrechte an Hitlers ›Mein Kampf‹ (soeben wird diskutiert, ob das Werk wieder zur Veröffentlichung freigegeben werden sollte), hat sich 1957 bei den USA vergeblich bemüht, die Sammlung wieder zurückzuerhalten.

---

13 Philipp Gassert, Daniel S. Mattern: The Hitler Library: A Bibliography. Connecticut, London 2001.

Hinweise auf Hitlers eklektischen Lese- und Sammlungsstil, der schon seine Linzer und Wiener Jahre charakterisiert, lassen sich auch der Bibliographie entnehmen. Werke der Politik, der Geschichte, der Philosophie und zum Teil der Literatur bildeten nach 1919 die Schwerpunkte. Von Otto Dietrich, dem Pressechef des Dritten Reichs, stammt die vollmundige Behauptung, Hitler habe alle 60 Karl-May-Bände gelesen. Doch hat sich die Ausgabe nach allem, was wir wissen, nicht in der erhaltenen Bibliothek gefunden.[14] Eine Sichtung der historischen Literatur und Quellenwerke hat bisher ergeben, daß bislang keine wesentlichen neuen Quellen in unserem Kontext zu Karl May zu verzeichnen sind.[15] Ein Werk hingegen weist in eine andere Richtung:

Georg Stefan Troller, der kürzlich den Axel-Corti-Preis für Volksbildung, und zwar für sein Lebenswerk, erhielt,[16] hat in seiner Autobiographie ›Selbstbeschreibung‹[17] die Stationen seines Lebens eindrucksvoll beschrieben: wie er nach der Flucht aus Wien im Jahre 1938 in Paris internierte wurde, 1941 nach den USA entfloh und von 1943 bis 1946 in der US-Armee diente. Troller zählt zu denjenigen Autoren, die Karl May als ›Jugendreminiszenz‹ erwähnen. Bei den wechselnden Objekten der Faszination des Jugendlichen – Gandhi, Max Schmeling, Fritz Langs ›Nibelungen‹, Trommelrevolver, aufziehbare Tanks usw. – heißt es dann:

> „Aber Fritz Lang, das ging schon zu weit für die Klasse. Was über Karl May hinausragte, galt bereits als intellektuell und demgemäß jüdisch-dekadent. Um mich wieder ›einzutegeln‹, gründete ich einen Geheimklub mit eigenen Statuten, unser Erkennungszeichen ein Krähenschrei wie bei Winnetou. Leider blieb ich sein einziges Mitglied, denn keiner wollte den Erkennungsschrei ausstoßen. Wahrscheinlich spürten sie heraus, wie hirnverbrannt ich dieses ganze Indianergetue im Grunde empfand – mir fehlte einfach das Organ, an diesen blühenden Unsinn zu glauben. Kara Ben Nemsi, Hadschi Halef Omar, Old Shatterhand, damned, zounds, mein Bruder Scharlie ... nichts hätte mich überzeugen können, daß hier anderes vorlag als verklemmte Oberlehrerpoesie und weltfremde Deutschtümelei. Ja, so sah sich der frustrierte Klassenlehrer Meyer in seinen Allmachtsräuschen! Nur daß dann, als die Nazis ans Ruder gelangten, er und all die anderen Meyers tatsächlich mit ihren Henrystutzen und Donnerbüchsen auf die Jagd gehen durften – auf Judenhatz! Da schienen mir

14 Vgl. Otto Dietrich: 12 Jahre mit Hitler. München 1955, S. 164.

15 Zur Debatte über Karl May und den Nationalsozialismus vgl. Günter Scholdt: Hitler, Karl May und die Emigranten. In: JbKMG 1984, S. 60–91; Rainer Jeglin: Karl May und der antisemistische Zeitgeist. In: JbKMG 1990, S. 107–131; Gerhard Linkemeyer: Was hat Hitler mit Karl May zu tun? Ubstadt 1987; Helga Geyer-Ryan: Karl May im Dritten Reich. In: Harald Eggebrecht (Hg.): Karl May, der sächsische Phantast. Frankfurt a. M. 1987, S. 250–263; Albrecht Götz von Olenhusen: Jörg Schröder erzählt: „Maggi pur". In: Die Aktion H. 195–200, I, 2000, S. 77–88.

16 Der Standard. Wien 28.4.2004 – Troller ist Autor, Filmproduzent, Sonderkorrespondent des ZDF in Paris; 1921 in Wien geboren; 1938 emigriert, berühmt geworden durch seine unnachahmliche Fernsehreihe ›Pariser Journal‹, mit zahlreichen nationalen und internationalen Filmpreisen ausgezeichnet.

17 Georg Stefan Troller: Selbstbeschreibung. Hamburg 1988.

noch die Groschenhefte ehrlicher, für die wir über Jahre unser Taschengeld hinlegten: ›Tom Shark‹ und ›Pitt Strong‹, amerikanische Meisterdetektive in einem mythischen Berlin.“[18]

Für Troller, der später den Spuren von Jack London und Traven folgen sollte,[19] die er als konkreter, authentischer und offenbar für eine Identifikation geeigneter empfand, roch jede Seite von Karl May nach Moralin und Läuterung.[20] Troller wird ›Traven-Jünger‹, damals sozusagen auf der Wanderschaft, auf Reisen, auf der Suche nach sich selbst. Es gibt wenig eindrucksvollere Schilderungen als die, die Troller über seine Zeit in der US Army geschrieben hat.[21] Als Corporal kehrt er zu den Deutschen und Österreichern zurück. Wiederbegegnungen mit der Vergangenheit in Nürnberg, Dachau, München. Über München heißt es bei ihm unter anderem:

„Am mitgenommensten sah, wie überall, der historische Stadtkern aus. Am unversehrtesten waren die Bonzenviertel, vielleicht, weil unsere Heeresleitung sich schon auf die Besatzungszeit einrichtete. Eva Brauns Luxusvilla glänzte wie neu, ihre persönlichen Besitztümer mußte sie aber nach Berlin oder zum Obersalzberg gebracht haben. Andererseits stand in Hitlers Privatwohnung am Prinzregentenplatz 14 tatsächlich der gesamte Karl May, wenn auch sonst kein weiteres Buch. Dafür allerlei Manuskripte, wie das Original der Verteidigungsrede nach dem Putsch an der Feldherrnhalle. Oder eine von Göring, Goebbels, Himmler und den übrigen Paladinen unterzeichnete Ergebenheitsadresse nach dem Röhmmassaker. [...] Das alles und mehr ging an meinen Vater, in Begleitung eines Briefes auf ›Führerpapier‹. Aber als ich ihn in New York wiedersah, hatte er das ›ganze Teufelszeug, das er nicht im Haus haben wollte‹, für 25 Dollar an ein Versatzamt verscherbelt. Da liegt es wahrscheinlich noch heute.“[22]

Die Passage klingt nun keineswegs so, als habe Troller ausgerechnet die Karl-May-Ausgabe zu seinem Vater nach New York geschickt. Er waren anscheinend vielmehr solche historischen Dokumente und Devotionalien von der Art des auch erwähnten Kärtchens einer Konfirmandin, die Hitler ihrer Liebe versicherte und einen Veilchenstrauß beigelegt hatte. Immerhin können wir aber nach dieser Quelle wohl als gesichert annehmen, daß sich in Hitlers Münchener Privatbibliothek bis 1945 die gesamte Karl-May-Ausgabe befunden hat.

Viele der oben erwähnten, sehr zahlreich vorhandenen Dedikationsexemplare sind eher symptomatisch für den sozialgeschichtlichen und politischen Kontext des ›Führer-Mythos‹ und für die Bemühungen von Gefolgsleuten, fellow travellers, Anhängern, Sympathisanten und Institutionen, dem neuen starken Mann und Diktator gefällig zu sein, sich anzubiedern oder Treue und Ergebenheit zu bekunden.

Bemerkenswert ist, daß einige bekannte Namen fehlen, was durch den fragmentarischen Charakter der Sammlungen erklärlich ist, aber auch dem Umstand geschuldet

18 Ebd., S. 28f.
19 Ebd., S. 281ff.
20 Ebd., S. 286.
21 Ebd., S. 173ff.
22 Ebd., S. 226f.

sein kann, daß nicht alle sich veranlaßt gesehen haben mögen, von ihren Werken das eine oder andere dem Führer zu widmen und zuzusenden. Aufschlußreich ist in diesem Zusammenhang auch eine Bibliographie im Anhang. Sie enthält das alphabetische Inventar der Bibliothek der Reichskanzlei Hitlers in Berlin, die sich heute in den ›Hoover Institution Archives‹ befindet (Stanford, Kalifornien). Auch hier finden sich offensichtlich Exemplare, die Hitler persönlich geschenkt worden sind. In der Bibliographie sind diese gesondert gekennzeichnet. Diese bibliographische zusätzliche Erfassung von Werken ist auch deswegen aufschlußreich, weil sich hier eine Reihe von bedeutenden öffentlich-rechtlichen, verfassungs- und staatsrechtlichen Publikationen finden läßt. Nicht ohne Interesse wird man vermerken, daß sich darunter etwa auch das Werk von Carl Schmitt findet: ›Legalität und Legitimität‹ (München, Leipzig 1932), gekennzeichnet als Geschenk, ohne daß allerdings feststellbar wäre, wer das Werk der damaligen Bibliothek geschenkt hätte. Bemerkenswert ist, daß dieses Werk des als ›Kronjurist‹ des Dritten Reiches bezeichneten Gelehrten, der seit 1936 aufgrund von Angriffen der SS u. a. in Ungnade gefallen war, nach den erhaltenen Eingangsvermerken offenbar erst im Jahre 1942 zu der Bibliothek gelangt ist. Unter den Verfassungsrechtlern sind (mit Geschenkexemplaren aus dem Jahre 1942) Otto Koellreutter vertreten, mit zwei Werken auch Ernst Forsthoff (Deutsche Geschichte seit 1918 in Dokumenten, Leipzig 1935, sowie Deutsche Verfassungsgeschichte der Neuzeit, Berlin 1940). Als Kuriosität mag angemerkt werden, daß sich unter den bibliographisch erfaßten Werken auch ein Buch findet, das man (Herkunft und Besitz ist offenbar nicht näher feststellbar gewesen) nicht in der Bibliothek von ehemaligen Naziführern vermutet hätte: Arnold Zweigs ›Caliban, oder Politik und Leidenschaft: Versuch über die menschlichen Gruppenleidenschaften, dargetan am Antisemitismus‹ (Potsdam: G. Kiepenheuer, 1927). Es trägt die Widmung: „Dr. Siegfried Bernfeld, herzlich Arnold Zweig, Berlin, 1.6.1927". Das Buch wurde von Arnold Zweig im Druck Sigmund Freud gewidmet. Den Anmerkungen nach zu schließen, war es im Besitz des bekannten Psychoanalytikers Siegfried Bernfeld. Wie es von dort in Sammlungen geraten ist, die verschiedenen Nazigrößen zugeordnet werden, ist heute nicht mehr nachzuvollziehen.

Die nunmehr jedenfalls bibliographisch exzellent erschlossenen Bibliotheksbestände sind eine Fundgrube für Historiker und das in mehr als einer Hinsicht. ›Hitlers Bibliothek‹ ist insofern ein irreführender Titel. Es sind hier Residuen unterschiedlicher Provenienz versammelt, die jedoch u. a. Einblicke geben in den Entwicklungsgang und Bildungshintergrund Hitlers, seine Präferenzen und Quellen, aber auch vor allem seit den 30er Jahren Aufschlüsse vermitteln über die wie auch immer motivierten und geprägten Bindungen einer deutschen Gesellschaft, die sich in voluminösen Buch-, Bild- und Textproduktionen und prächtigen Präsenten gegenüber ihrem heißgeliebten ›Führer‹ in quasireligiöser Andacht, Demut und Unterwerfungsgestik manifestierten.

Werner Schwab

Karl May in der ›Chronik der Deutschen‹

Karl May wird nicht nur in allgemeinen Lexika und literarischen Nachschlagewerken gewürdigt, er wird auch, zum Teil sogar umfangreich, in geschichtlichen Chroniken erwähnt. In der auflagenstarken ›Chronik der Deutschen‹ (Chronik-Verlag im Bertelsmann Lexikon Verlag Gütersloh) heißt es zum Beispiel unter den Jahreszahlen ...

1842: „Geboren 25. 2. Ernstthal: Karl May, Schriftsteller." Erwähnt werden als besondere Ereignisse dieses Jahres unter anderem die feierliche Grundsteinlegung für den Weiterbau des Kölner Domes, der Großbrand, der Hamburg zu einem Drittel vernichtete, und der Tod des Dichters Clemens Brentano.

1892: Unter dem Titel „Mit May in die Wüste" finden wir anläßlich des Erscheinens des Bandes *Durch die Wüste* einen ausführlichen Bericht mit Foto des Autors, in dem es heißt: „Die zahlreichen historischen und ethnographischen Details, die May nebenher berichtet, stoßen auf einen nicht unerheblichen Bildungsdrang des deutschen Publikums."

1899: „Karl May veröffentlicht den Roman *Am Jenseits*. Karl May hat bisher mehr als 30 Bücher veröffentlicht und zählt zu den meistgelesenen zeitgenössischen Autoren." Als besonders wichtig für dieses Jahr erwähnt die ›Chronik‹ außerdem die Friedenskonferenz in Den Haag, auf der die zum Teil heute noch gültige Haager Landkriegsordnung und ein Abkommen über den Seekrieg angenommen wird, den Bau der ersten Vierzylindermotoren durch Daimler und die Aufteilung der Samoa-Inseln zwischen dem Deutschen Reich und den USA.

1912: „Abenteuer im Kopf". Ein wiederum umfangreicher Bericht über das Leben und Werk von Karl May anläßlich seines Todes. Eingefügt sind ein Foto, das den Autor in seinem Arbeitszimmer zeigt, und eine Abbildung des Umschlags der Erstausgabe von *Winnetou I*. Vermerkt werden als besonders bedeutsam für 1912 (zwei Jahre vor Beginn des 1. Weltkrieges) noch das Scheitern eines Flottenabkommens zwischen Deutschland und England, der Beschluß des Kaiserreichs zur verstärkten Aufrüstung von Heer und Marine, die Geburt der Physiker Wernher von Braun und Carl Friedrich von Weizsäcker und der Literatur-Nobelpreis für Gerhart Hauptmann.

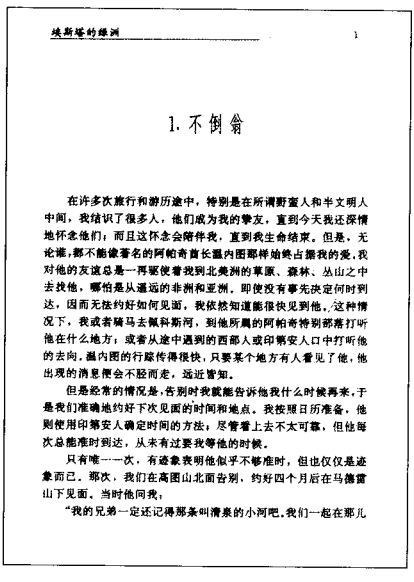
*
**

Chinesische Impressionen

1999 erschien in 22 Bänden die erste chinesische Übersetzung der Werke Karl Mays. Darüber ist mehrfach berichtet worden, doch wurde diese Ausgabe bisher – wohl mangels entsprechender Sprachkenntnisse – noch nicht ausführlich vorgestellt. Nachfolgend soll zumindest ein erster Eindruck dieser Übersetzung vermittelt werden; Chinesisch-Experten mögen sich künftig eingehender mit ihr beschäftigen.

Wir bringen zunächst das Deckelbild und die erste Seite von *Old Surehand I.* Beides stellte Willi Olbrich dankenswerterweise zur Verfügung. Es folgt dann eine Gegenüberstellung der entsprechenden Textpassage der Fassung der Radebeuler Ausgabe und einer Rückübersetzung aus dem Chinesischen, die Prof. Dr. Norbert Meienberger-Walder, langjähriger Schweizer Botschafter in Peking, besorgte. Angesichts der beiden so unterschiedlichen Sprachen ist es bemerkenswert, wie textgetreu doch zumindest diese Passage im Chinesischen ist.

Wir habe die Radebeuler Fassung zur Gegenüberstellung gewählt, weil sie – soweit überhaupt feststellbar – erstaunlicherweise der chinesischen Übersetzung zugrunde gelegen zu haben scheint. Im Vergleich zur Fehsenfeld-Fassung wurde z. B. das originale *meine Anhänglichkeit für ihn* im ersten Absatz in der bearbeiteten Version eleganter zu „Meine Freundschaft zu ihm", was sich auch in der chinesischen Übersetzung so findet. Anderseits fehlen in der chinesischen Fassung die Wiener bzw. Bamberger Zutaten „zu dem Stamm der Mescalero-Apatschen" (O-Ton May, wie auch in der Radebeuler Fassung: *zu dem Sonderstamme der Apatschen*) gegen Ende des ersten Absatzes oder „in den Zuñi Mountains, auch Sierre Madre genannt" (Original und Radebeul lediglich: *in der Sierra Madre*). (jb)



埃斯塔的绿洲 1

1. 不倒翁

在许多次旅行和游历途中，特别是在所谓野蛮人和半文明人中间，我结识了很多人，他们成为我的挚友，直到今天我还深情地怀念他们；而且这怀念会陪伴我，直到我生命结束。但是，无论谁，都不能像著名的阿帕奇酋长温内图那样始终占据我的爱。我对他的友谊总是一再驱使着我到北美洲的草原、森林、丛山之中去找他，哪怕是从遥远的非洲和亚洲，即使没有事先决定何时到达，因而无法约好如何见面，我依然知道能很快见到他，这种情况下，我或者骑马去佩科斯河，到他所属的阿帕奇特别部落打听他在什么地方；或者从途中遇到的西部人或印第安人口中打听他的去向，温内图的行踪传得很快，只要某个地方有人看见了他，他出现的消息便会不胫而走，远近皆知。

但是经常的情况是，告别时我就能告诉他我什么时候再来，于是我们准确地约好下次见面的时间和地点。我按照日历准备，他则使用印第安人确定时间的方法；尽管看上去不太可靠，但他每次总能准时到达，从未有过要我等他的时候。

只有唯一一次，有迹象表明他似乎不够准时，但也仅仅是迹象而已。那次，我们在高图山北面告别，约好四个月后在马德雷山下见面。当时他问我：

"我的兄弟一定还记得那条叫清泉的小河吧。我们一起在那儿

GESAMMELTE WERKE BD. 14
(205.–230. TSD., KMV RADEBEUL)

Karl May: Old Surehand I

1. Old Wabble

Auf meinen vielen Reisen und weiten Wanderungen habe ich, auch unter den sogenannten Wilden und Halbzivilisierten, sehr oft Menschen gefunden, die mir liebe Freunde wurden und denen ich noch heute ein treues Andenken bewahre und bis zu meinem Tod weiter bewahren werde. Keiner aber hat meine Liebe in dem Grade besessen wie Winnetou, der berühmte Häuptling der Apatschen. Meine Freundschaft zu ihm hat mich immer und immer wieder, selbst aus dem fernen Afrika und Asien, zu ihm hinübergetrieben in die Prärien, Wälder und Felsengebirge Nordamerikas.

Selbst wenn meine Ankunft drüben nicht vorher bestimmt war und wir deshalb kein Stelldichein hatten verabreden können, wußte ich ihn doch bald zu treffen.

Entweder ritt ich in solchen Fällen nach dem Rio Pecos zu dem Sonderstamm der Apatschen, dem er angehörte, und erfragte dort, wo er sich befand, oder ich erfuhr es von den Westmännern oder Indianern, die mir begegneten. Winnetous Taten sprachen sich schnell herum, und wo er sich sehen ließ, wurde sein Erscheinen bald in weitem Umkreis bekannt.

Zuweilen aber konnte ich dem Häuptling beim Scheiden sagen, wann ich wiederkommen würde, und dann wurde Ort und Zeit unseres Zusammentreffens vorher genau bestimmt. Ich richtete mich dabei nach dem Datum, während er sich der indianischen Zeitbestimmung bediente, und so un-

RÜCKÜBERSETZUNG AUS DEM CHINESISCHEN (N. MEIENBERGER-WALDER)

Karl May: Aisitas Oase

1. Ein Stehaufmännchen

Unterwegs auf zahlreichen Reisen, ganz besonders unter sogenannten unzivilisierten Menschen und unter Halbzivilisierten, habe ich viele Menschen kennengelernt, die zu meinen aufrichtigen Freunden wurden. Bis zum heutigen Tag denke ich in tiefer Liebe an sie; und die Erinnerung an sie wird mich begleiten bis an das Ende meiner Tage. Doch für keinen einzigen Menschen empfinde ich eine so tiefe Liebe wie für Winnetou, den berühmten Häuptling der Apatschen. Meine Freundschaft zu ihm hat mich immer wieder angetrieben, ihn in der nordamerikanischen Steppe, in den Wäldern oder in den Bergen aufzusuchen, selbst wenn sie so fern gewesen wären wie Afrika oder Asien. Selbst wenn es nicht möglich war, den Zeitpunkt eines Treffens im Voraus zu bestimmen, weil es unmöglich gewesen war, den Zeitpunkt einer Verabredung festzulegen, wußte ich immer, daß ich ihn sehr schnell treffen konnte. In solchen Fällen erkundigte ich mich, wo er sich aufhielt, entweder bei den Apachen, wenn ich zu Pferd zum Peikesi-Fluß ritt, zum Stamm der Apatschen, dem er angehörte, oder ich fragte unterwegs einen Mann im Westen oder einen Indianer, in welche Richtung er gegangen war. Der Aufenthaltsort von Winnetou war sehr schnell bekannt; sobald ihn ein Ortsansässiger gesehen hatte, verbreitete sich die Nachricht seines Erscheinens in Windeseile, und alle wußten es weit und breit.

Doch unter gewöhnlichen Umständen konnte ich ihm beim Abschied einfach sagen, wann ich wieder kommen würde, und dann vereinbarten wir genau die Zeit und den Ort der nächsten Begegnung. Ich legte das Datum nach unserm Kalender fest, er bestimmte den Zeitpunkt nach Art der In-

zuverlässig diese zu sein scheint, er war stets auf die Minute an Ort und Stelle, und es ist niemals vorgekommen, daß ich auf ihn zu warten hatte.
Nur ein einziges Mal hatte es den Anschein, aber auch nur den Anschein, als ob er nicht pünktlich sei. Wir mußten uns hoch oben im Norden an dem sogenannten côteau trennen und wollten uns vier Monate später unten in der Sierra Madre treffen. Da fragte er mich:
„Mein Bruder kennt das Wasser, das Clearbrook (Heller Bach) genannt wird. Wir haben dort miteinander gejagt. Besinnst du dich auf die Lebenseiche, unter der wir damals des Nachts lagerten?"

„Ganz genau."

dianer. Das schien auf den ersten Blick freilich nicht so zuverlässig zu sein, doch er kam jedes Mal genau zum vereinbarten Zeitpunkt; ich mußte nie auf ihn warten.
Nur ein einziges Mal schien er nicht rechtzeitig zu kommen; doch das war nur scheinbar so. Damals hatten wir uns im Norden des Berges Gaotu verabschiedet und beschlossen, einander in vier Monaten am Fuße des Berges Madelei wieder zu sehen. Damals fragte er mich:
„Meine Wenigkeit erinnert sich noch genau an jenen kleinen Fluß namens Qingquan. Wir sind dort zusammen auf die Jagd gegangen. Kannst du dich noch an jene Eiche dort erinnern? Wir haben unter ihr die Nacht verbracht."
„Gewiß, ich erinnere mich noch gut daran."

Gregor Seferens

Das Vermächtnis des Inka ist sein Schatz, in den Niederlanden jedenfalls

Karl May's ›De Schat der Inka's‹, De Jeugd, 2. Jg. 1893, Nr. 1–48. Reprint, hg. und mit Vorworten versehen v. J. C. Oosterbaan und Peter de Vos, o. O. und o. J. (Selbstverlag)

Zwar hatte es in der Vergangenheit einige Versuche gegeben, Licht in das Dunkel der Geschichte der niederländischen May-Ausgaben zu bringen – nennen möchte ich nur die von Maarten van Diggelen und Hans-Dieter Steinmetz zusammengestellte Bibliographie, die 1990 als Sonderheft der KMG Nr. 87 erschienen ist –, doch man darf wohl mit Fug und Recht behaupten, daß der 1999 von J. C. Oosterbaan vorgelegte Band ›Karl May. Een ketting van boeken‹ (eine ausführliche und illustrierte Bibliographie niederländischer May-Ausgaben) die eigentliche Initialzündung für die systematischere Erforschung der May-Rezeption in den Niederlanden war. Da mit diesem Werk nach vielen Jahren erstmals wieder ein niederländisch-

De schat der Inka's.

In Juli 1882 heerschte er in Buenos-Ayres groote drukte en beweging. Op alle hoeken van straten zag men menschen voor reusachtige aanplakbilletten staan, en met schitterende oogen lazen zij, dat er eindelijk weer eens een stierengevecht gegeven zou worden.

Bij dit heugelijke nieuws vergat ieder zijne zaken en bezigheden; men vertelde elkander wat men er al van gehoord had, en wist iemand nog nadere bijzonderheden, dan werd hij met open mond aangehoord.

En er was heel wat nieuws.

De een wist, dat er een vreemdeling, een Spanjaard, deel aan het gevecht zou nemen.

In Madrid werd hij onder de behendigste stierenbevechters gerekend, en nu zou men hem hier te zien krijgen!

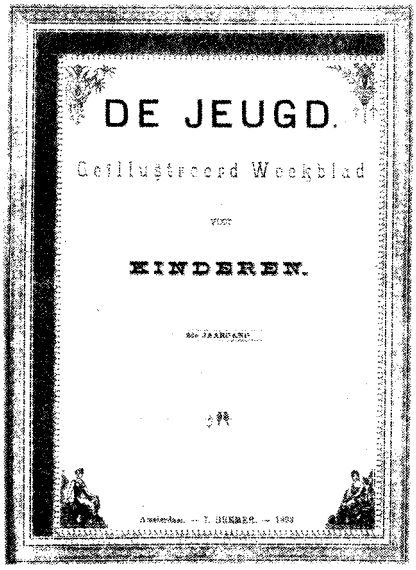
Een ander zei, men zou niet alleen tegen stieren, maar ook tegen bisons strijden, en zelfs had een grondeigenaar uit de omtrek een jongen tijger aangeboden, om dien tegen een stier in het strijdperk te laten komen.

Zoo iets had men nog nooit gezien; men hoopte maar, dat de regeering tot zulk een gevecht hare toestemming zou geven, dan zou men eerst wat moois te zien krijgen. Maar wie wel het meest besproken werden, dat waren de toreadors.

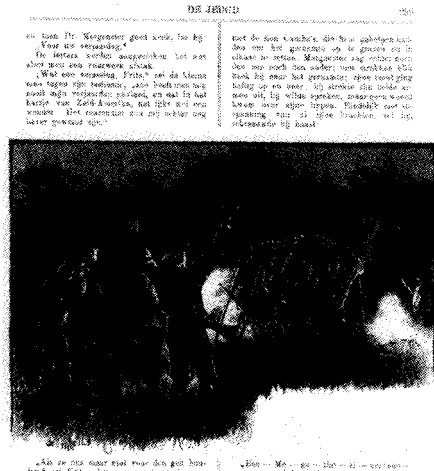
Toreador is de algemeene naam voor een stierenbevechter, maar men onderscheidt ze in verschillende klassen.

sprachiges Werk über May vorlag, das sich zudem an Sammler von Büchern Mays richtete (von denen es, wie sich bald herausstellte, sehr viele gibt), fand dieses Buch große Verbreitung. Eine zweite, verbesserte Auflage erschien bereits ein Jahr später, als das Werk längst zum Standardwerk für Bibliophile und Antiquare geworden war. Mindestens ebenso wichtig aber ist, daß sich nach dem Erscheinen dieses Buches um J. C. Oosterbaan eine Gruppe von May-Liebhabern versammelte, die sich nun mit vereinten Kräften der Erforschung der niederländischen May-Ausgaben widmet. Ein Ergebnis dieser Zusammenarbeit ist der von Oosterbaan und seinem Co-Autor Frits Roest verfaßte Band ›Karl Mays Bonanza van Boeken bij Becht‹ (2002; Rezension in M-KMG 136), der sich speziell mit den im Becht-Verlag veröffentlichten Büchern von Karl May beschäftigt. Ein weiterer Erfolg war der Fund einer frühen May-Veröffentlichung, die beweist, daß May bereits 1886 – und nicht erst 1890, wie bisher angenommen – auf dem niederländischen Buchmarkt präsent war (s. hierzu M-KMG 137, S. 53f.).

Da – wie in Deutschland – im Zuge der zunehmenden Alphabetisierung ein immer größer werdender Bedarf an unterhaltender und erbaulicher Literatur bestand, dem in den unteren Schichten relativ beschränkte finanzielle Mittel gegenüberstanden, gab es auch in den Niederlanden zahlreiche Zeitschriften, die neben Rätseln und Besinnlichem auch Romane in wöchentlichen Fortsetzungen druckten. Die Vermutung, daß ein Text Mays in einer solchen Zeitschrift erschienen sein könnte, lag nahe, doch über gesichertes Wissen verfügte man nicht. J. C. Oosterbaan hat nun in Zusammenarbeit mit Peter de Vos den Reprint einer Zeitschriftenveröffentlichung von *Das Vermächtnis des Inka* vorgelegt, der 1893 im 2. Jahrgang der Zeitschrift ›De Jeugd‹ (Die Jugend) unter dem Titel *De Schat der Inka's* (Der Schatz der Inkas) erschienen ist. Wie Peter de Vos in seinem Vorwort erläutert, ging dieses Magazin aus der gleichnamigen Beilage der Zeitschrift ›Geïllustreerd weekblad voor de huiskamer‹ (Illustriertes Wochenblatt für die Wohnstube) hervor, die seit 1887 im Verlag I. Bremer & Co. in Amsterdam erschien. 1892 wurde aus der Beilage eine achtseitige selbständige Publikation, die pro Ausgabe 3,5 Cent oder 1,80 Gulden pro Jahr kostete. Da die Erstveröffentlichung des deutschen Textes in der Zeitschrift ›Der Gute Kamerad‹ bis zum September 1892 dauerte, darf man annehmen, daß die Übersetzung und die Bearbeitung mit dem Fortgang des Erscheinens in Deutschland erfolgte und daß sie zu Beginn der Publikation noch nicht abgeschlos-



sen waren. Diesen Schluß legt auch die Vorbemerkung von „Verlag und Redaktion“ nahe, in der es heißt, die Veröffentlichung des Romans werde sich über „zwei bis drei Monate“ erstrecken. Am Ende erschienen achtundvierzig (!) Folgen, die jeweils etwa drei Seiten lang waren. Bereits eine erste Umfangsberechnung zeigt, daß der Text gekürzt wurde. Auch wurden, wie damals üblich, die Namen der Personen ›übersetzt‹: aus Dr. Morgenstern wird „Dr. Morgenster“, und Fritz heißt nun „Frits“. Anders als in ›Der Gute Kamerad‹ ist der Text – mit einer Ausnahme – nicht illustriert. Bereits ein kurzer Blick auf die Illustration zeigt, daß sie aus dem deutschen Zeitschriftenabdruck entnommen wurde, denn sie ist im Druck mit „E. Thiel“ signiert. Während der Illustrator immerhin erwähnt wird, bleibt völlig unklar, wer der Verfasser des Textes ist. Unter der letzten Folge findet sich lediglich das Kürzel „M. J. W.“, hinter dem Peter de Vos einen gewissen M. Wunsch vermutet, der häufiger Beiträge zu der Zeitschrift lieferte und der vielleicht der Bearbeiter und Übersetzer des Originals sein könnte. Daß es sich bei der niederländischen Zeitschriftenausgabe um einen Raubdruck handelt, kann man mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit annehmen.



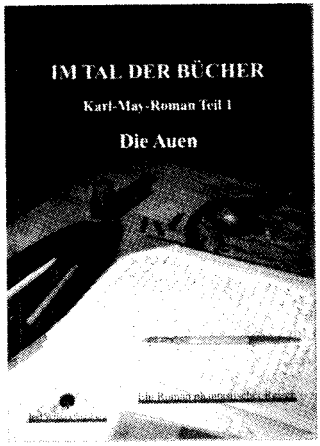
Da sich von dieser Zeitschrift nur eine Handvoll Ausgaben in den einschlägigen Museen, Archiven und Bibliotheken befindet (vom 2. Jahrgang mit der May-Veröffentlichung sind sogar nur zwei Nummern im Pressemuseum erhalten), kann man es nur als einen ausgesprochenen Glücksfall bezeichnen, daß J. C. Oosterbaan den vollständigen zweiten Jahrgang dieser Zeitschrift besitzt. Sein Exemplar stammt aus der Sammlung des unlängst verstorbenen niederländischen May-Sammlers P. J. Simons aus Swalmen. Ein weiterer Glücksfall ist, daß dieser Text nun als wunderbarer Re-

print wieder einem breiteren Publikum zugänglich ist. Bedeutsamer aber noch scheint mir, daß sich mit dieser Aufgabe ein weiteres Forschungsgebiet eröffnet. Es wäre wirklich erstaunlich, wenn dies der einzige niederländische Zeitschriftenabdruck eines May-Textes wäre, und es würde mich wundern, wenn sich nicht noch frühere Belege für eine May-Rezeption in den Niederlanden finden würden. Die Jagd ist eröffnet!

Joachim Biermann

Neuer Karl-May-Roman erschienen

Cornelia Panzacchi: Im Tal der Bücher. Karl-May-Roman Teil I: Die Auen. Igel Verlag Literatur, Oldenburg 2004. 280 S. 24,-- €.



Die Zahl der Romane, die um Leben und Wirken Karl Mays kreisen, sind mittlerweile bereits zu einer beträchtlichen Anzahl angewachsen. Versuchten Erich Loest und Otto Kreiner noch die reale Biographie Mays erzählerisch zu verarbeiten, so scheint sich in der jüngeren literarischen Produktion die Tendenz abzuzeichnen, Realität und Fiktion zu vermischen, ein Unterfangen, das die abenteuerlichen und phantastischen Elemente, die es in Mays Leben ja nun in der Tat gegeben hat, und die Art und Weise, wie Mays selbst sein Leben und seine Phantasiewelt miteinander verwob, durchaus nahelegen. So läßt Peter Henisch (›Vom Wunsch, Indianer zu werden‹) es zu einer fiktiven Begegnung zwischen May und Franz Kafka kommen, und Otto Emersleben (›In den Schründen der Arktik‹) treibt dieses Spiel auf die Spitze und schickt May auf eine phantastische Reise über die Kontinente, auf der er schließlich gar den Nordpol entdeckt.

Auf ähnlichen Pfaden wandelt nun auch ein neues literarisches Werk, das hier anzuzeigen ist, und fügt dem phantastischen May-Kosmos eine weitere, überraschende Facette hinzu: Mit dem Roman ›Die Auen‹ ist im Igel-Verlag der erste Teil der Trilogie ›Im Tal der Bücher‹ der Autorin Cornelia Panzacchi erschienen. Der ein wenig an manchen Romantitel des 18. bzw. beginnenden 19. Jahrhunderts erinnernde Untertitel läßt erahnen, worum es in diesem Buch geht, und läßt zugleich genügend Spielraum für die Phantasie des Lesers, um in ihm den Wunsch entstehen

zu lassen, weiterzulesen: ›Ein Roman phantastischer Reisen / oder eine Improvisation über Motiven aus den Amerika-Erzählungen von Karl May / mit anderen Worten: *ein Pastiche* / ... auf jeden Fall aber: *ein Märchen*‹.

Cornelia Panzacchi (Jahrgang 1959) ist ausgebildete Ethnologin und Romanistin und, ausweislich dieses literarischen Erstlingswerks, eine ausgezeichnete Kennerin von Mays Leben und Werk und auch der einschlägigen Sekundärliteratur zu unserem Autor. Das alles erweist sich als eine solide Grundlage, von der aus sie sich aufmacht, den Grenzbereich zwischen Realität und Fiktion zu erkunden und beide auf phantastische Weise zu vermischen.

Das Buch beginnt mit mehreren Ansätzen, einen biographischen Abriß von Mays Leben zu geben, die jedoch immer wieder abbrechen und schließlich in dem Resümee münden: „Da waren so viele Abenteuer in seinem Leben ... Wenn man darüber liest, kommt es einem manchmal so vor, als hätte er es selbst geschrieben. Kann es ihn wirklich gegeben haben?" (S. 9)

Und dann wagt die Autorin den Sprung hinein in die Fiktion. Wir treffen Karl und Emma in ihrer Villa Shatterhand zu der Zeit, in der *Freuden und Leiden eines Vielgelesenen* entstand. May kann sich der vielen Besucher, die ihn aufsuchen, kaum erwehren. Da stellt sich ein weiterer Besucher ein: Er nennt sich Latréaumont, doch seine Kleidung erinnert stark an diejenige, die Winnetou trug, als er in *Satan und Ischariot* Old Shatterhand in Deutschland besuchte. Und recht schnell wird es zur Gewißheit: es ist in der Tat Winnetou, der sich hier bei seinem Autor zu Besuch einstellt.

Nun nehmen die abenteuerlichen Verwicklungen, die Cornelia Panzacchi aus der Überschneidung der Mayschen Realität und der Fiktion seiner Romanwelt gewinnt, ihren Lauf. Winnetou muß dem überraschten May erst einmal klar machen, woher er, den May in *Winnetou III* doch hatte sterben lassen, nun wieder als lebendiges Wesen auftaucht. Und wir hören vom phantastischen „Tal der Bücher", dem Ort, wo alle je von Schriftstellern erschaffenen Figuren weiter existieren, leben, einander kennenlernen und natürlich auch diverse Abenteuer bestehen. So erleben wir etwa, wie Winnetou in die Welt von Flauberts *Madame Bovary* (ja, auch dort gibt es „Charles" und „Emma"!) eintaucht. Er entdeckt jedoch auch, daß es möglich ist, jene Welt vorübergehend zu verlassen und in die reale Welt einzutreten und wie mit einer Zeitmaschine dabei in verschiedenen Epochen aufzutauchen, solange diese nur zeitlich nach der Schaffung der Figur durch ihren Autor liegt. Klar also, daß Winnetou auch unsere heutige Zeit besucht hat und sich ausgiebig – er ist halt ein Büchermensch – die May-Sekundärliteratur studiert hat. Und eine der nach der Meinung des Rezensenten gelungensten und auch spannendsten Passagen des Buches ist diejenige, in der Winnetou seinen Autor Karl May mit Hans Wollschlägers Theorie über die Bedeutung der ›Urszene‹ in seinem Leben konfrontiert – doch mehr wollen wir hier nicht verraten.

Es ist hoffentlich bereits deutlich geworden, daß derjenige das Buch in besonderem Maß wird goutieren können, der sich sowohl in Mays Leben und Werk als auch in der grundlegenden Sekundärliteratur auskennt. Meisterlich verwebt Panzacchi alles miteinander und eröffnet ganz ungewöhnliche, unerwartete Perspektiven auch für den May-Kenner.

Wenn der Verlag auf dem Buchrücken den Roman allerdings mit den Worten anpreist: „Karl-May-Fans aufgepaßt!“, spricht er damit möglicherweise die falsche Zielgruppe an. Denn, wie gesagt, einige Kenntnisse im Bereich der May-Forschung sind zum Verständnis schon sinnvoll, und zudem hat die Autorin eine recht anspruchsvolle Erzählperspektive gewählt, besteht der Roman doch über weite Strekken aus einer Art innerem Monolog diverser handelnder Personen. Wenn die Perspektive oft unvermittelt wechselt, ist es manches Mal nicht ganz einfach, zu erkennen, wessen Gedanken nun wiedergegeben werden. Doch sei dies nicht als Kritik verstanden – Panzacchi macht es ihrem Leser halt nicht immer einfach, so, wie ja auch der Grenzbereich zwischen Realität und Phantasie mit den vielfachen Wechselwirkungen zwischen beiden nur schwer in den Griff zu bekommen ist. Aber gerade hier ist die Autorin May recht nahe, denn damit hatte er ja auch selbst zu tun und zu kämpfen, gerade auf dem Höhepunkt der Zeit der ›Old-Shatterhand-Legende‹, in der ›Im Tal der Bücher‹ angesiedelt ist.

Schließlich muß May – der May des Panzacchi-Romans – sogar erkennen, daß seine Figuren außerhalb des von ihm in seinen Werken erfundenen Rahmens durchaus ein Eigenleben führen. So hat der Winnetou Panzacchis durchaus so manche Züge, die wir bei Mays Winnetou kaum vermutet hätten. Daß dazu auch seine Wirkung auf Frauen gehört, deren er sich auch durchaus bewußt ist, ist eine weitere erstaunliche Erkenntnis, die uns der Roman vermittelt. Vielleicht spiegeln seine amourösen Abenteuer die Träume so mancher weiblicher May-Leser wider – doch weiter möchte sich der männliche Rezensent hier nicht vorwagen.

Die Haupthandlung des Romans bleibt in diesem ersten Band der geplanten Trilogie noch ein wenig obskur, auch wenn so manche Andeutung gemacht wird. Da werden hoffentlich die beiden Folgebände ›Der Thalkessel‹ und ›Das Gold der Apachen‹, die für Ende 2004 und Frühjahr 2005 angekündigt sind, spannende Aufklärung leisten.

Neues um Karl May

May-Ausgaben. ›Von Ehefrauen und Ehrenmännern‹, Bd. 85 der Edition des KMV Bamberg (im Deckelbild von C.-H. Dömken fehlt eine der Mayschen Ehefrauen). Rezension: Chemnitzer Morgenpost 1.9.2004.

Bücher über Karl May. Zur Neuausgabe von Hans Wollschlägers ›Karl May. Grundriß eines gebrochenen Lebens‹: Karl May & Co 97/Aug 04 (Gabriele Wolff); Westf. Volksblatt Paderborn 9.7.04 (Hartmut Horstmann). • ›literaturkritik‹ 12/Dez. 03: Manu Slutzky rezensiert auf 7 Seiten die KMV-Bücher ›Winnetous Blutsbruder‹ (Heermann) und ›Der geschliffene Diamant‹ (versch.), erwähnt einige andere KMV-Titel und zeigt an: Joachim Dietze, ›Der Wortschatz Karl Mays. Ein Frequenzwörterbuch zum »Waldröschen« und zu »Ardistan und Dschinnistan«‹, Olms (Hildesheim) 1999. • ›Die blaue

Schlange‹, Sammlung von Parodien und anderen nachempfundenen Texten auf Karl May (KMV Bamberg 2004): Rez. von Dr. Martin Lowsky in Schwäbische Ztg. (Ulm) 22.9.04. • Erwähnung von zwei Titeln über May von Mitautor Dr. Chr. Heermann in der Rez. zum neuen Buch ›Leopold I. von Anhalt-Dessau. Der Alte Dessauer als Landesvater‹ (zus. mit Helmut Erfurth, bei Anhalt Edition Dessau 2004. Mitteldeutsche Ztg./Anhalt Kurier 7./9.7. 04. • Der Großband ›Die Karl-May-Filme I‹ (Schwarzkopf & Schwarzkopf, Berlin 2003), Hg. Michael Petzel, hat eine Fortsetzung bekommen. Am 1.10.2004 erschien der gleich umfangreiche zweite Teil. Im gleichen Jahr kam von gleichen Verlag auch die Würdigung ›Heinz Ehrhardt – mopsfidel im Wirtschaftswunderland‹, Hg. Manfred Hobsch und Michael Petzel, sowie eine neue Biographie Lex Barkers von Reiner Boller und Christina Böhme.

Karl May in Büchern. Prof. Dr. med. Hans Stoffels, ›Pseudoerinnerungen oder Pseudologien? Von der Sucht, Traumaopfer zu sein‹, in: ›Grenzwertige psychische Störungen – Diagnostik und Therapie in Schwellenbereichen‹, Hg. W. Vollmoeller, Georg Thieme Verlag Stuttgart/New York 2004. Über den Pseudologen Karl May: S. 41. • André Neubert; ›Old Shatterhands Wiege – Das Karl-May-Geburtshaus als Memorialmuseum und Forschungsstelle‹, in: ›Dichter und ihre Häuser. Die Zukunft der Vergangenheit‹, hg. v. Hans Wißkirchen. Lübeck: Schmidt-Römhild, 2002, S. 149–158, 242. • Gerd Gemünden, ›Between Karl May and Karl Marx: The DEFA Indianerfilme (1965–1983), in: New German Critique. New York 2001, Nr. 82, S. 25–38. • Dietmar Grieser, ›Karl May. III., Marxergasse 17. Empor ins Reich der Edelmenschen‹, in: Ders., ›Weltreise durch Wien‹. St. Pölten, Wien, Linz: NP-Buchverlag 2002, S. 101–106. • Dörthe Schilken, ›Die theologische Reise. Von der christlichen Pilgerallegorie zu den Gegenweiten der Fantasyliteratur.‹ Würzburg: Königshausen & Neumann, 2002 (= Epistemata. Würzburger wissenschaftliche Schriften. Reihe Literaturwissenschaft, 413), insbesondere Kap. 13: ›Gewaltmensch und Edelmensch: Karl May, Ardistan und Dschinnistan‹ (1907–09), S. 201–223. • ›Kopfreisen. Jules Verne, Adolf Wölfli und andere Grenzgänger‹, Hg. Daniel Baumann und Monika Brunner (Ausstellungskatalog). Frankfurt/M.: Revolver – Archiv für aktuelle Kunst, 2002, S. 9, 11, 13–15, 105–107, 147f.

Vortrag. Dr. Christian Heermann sprach am 12.9.04 zum Thema ›Neues zur Karl-May-Biographie‹ in Mühlhausen. Neckarblick (Lokalblatt für Stuttgarter Vororte) 5.8.04; Zuffenhäuser Woche (Stuttgart) 8.9.04.

Veranstaltungen. Stuttgarter KM-Fans trafen sich im Schützenhaus Mühlhausen um das KMG-Mitglied Hartmut Hendel. Die Veranstaltung soll mehrmals pro Jahr wiederholt werden. Neckarblick (s. o.) 5.8.04. • Viertes österreichisches Karl-May-Treffen in Groß-Enzersdorf (bei Wien), 2.–4.4.04. Regie: der österreichische KM-Film-Experte Erich Hammerler. Gäste: Marie Versini, Martin Böttcher und Rik Battaglia. Karl May & Co 97/ Aug. 04 (S. 29–30 und 60–62). • 12. Karl-May-Fest in Radebeul. Sächs. Ztg. (Radebeul) 2.6.04; Karl May & Co 97/Aug. 04. • ›Karl-May-Festival‹ in Hachenburg/Westerwald. Veranstaltet von ›Karl May & Co‹ (dort in Nr. 97/Aug. 04). • Kirchentag Suhl 2004: Orgelkonzert ›Karl May und die Musik‹ in der (evang.) Hauptkirche, an der Orgel: Andreas Weber, Meißen. S. Gemeindebrief der evang. Kirchen in Suhl, 54/Aug. 04.

Ausstellung. ›Nicht verboten, nicht erlaubt‹, Sonderschau des Karl-May-Hauses Hohenstein-Ernstthal, Leipziger Stadtbibliothek 16.9.–27.11.04. Zur Eröffnung sprach Dr. Chr. Heermann. Info-Zettel der Bibliothek und Bild (Leipzig) 13.9.04.

KARL-MAY-HAUS Hohenstein-Ernstthal: Gespräch mit dem Leiter André Neubert (Interview durch Jenny Florstedt) in Karl May & Co 97/Aug. 04.

KARL-MAY-MUSEUM Radebeul: Aufführung von Othmar Schoecks Karl-May-Opernfragment ›Der Silbersee‹. Sächs. Ztg. (Großenhain) 28.6.04; Chemnitzer Morgenpost 26.6.04.

RUNDFUNK. ›Old Shatterhand‹: über die Freundschaft Mays mit der 17jährigen Marie Hannes; die Sendung gründet natürlich auf der Dokumentation ›Leben im Schatten des Lichts‹ von Steinmetz/Sudhoff, KMV 1997. SR 2 Kulturradio, 3.7.04. Saarbrücker Ztg. 2.7.04. • Stefan Wigger liest ›Winnetou I‹, Montags–Freitags 2.8.–3.9.04 je ca. 30 Min.; Frankfurter Allgem. Ztg. 2.8.04.

HÖRSPIELE. Das ›Trio‹-Team führt ›Satan und Ischariot‹ in einem zweiten Teil fort. Eine Übersicht über die wichtigsten bisher produzierten Hörspiele bringt Karl May & Co 97/ Aug. 04.

PRESSE. Franz Kotrba, ›Karl May und Südafrika: Zulu, Buren, Briten – und ein deutscher Held‹: Indaba. Das SADOC-Magazin für das südliche Afrika (Wien) 42/04 (5 S.). • Chr. Heermann, ›Dauerbrenner Karl May‹. Kurze Betrachtungen mit Hinweis auf den Titel ›Winnetous Blutsbruder‹: Herbst-Blatt Treptow & Köpenick 51/Sept. 04. • Ders., ›Der zweite Karl May‹. Über Robert Kraft (135. Geburtstag) mit Querverweisen zu May. Dresdner Neueste Nachr. 4.10.04. • ›Hausfreund im Taschenformat‹: über den Dauererfolg des ›Baedeker‹ mit langer Einleitung über Karl May. Frankfurter Allgem. Ztg. 11.8. 04. • ›Der Ölprinz 110 Jahre später: Alles sieht noch genauso aus wie damals‹, Dresdner/ Chemnitzer Morgenpost 13.10.04. • ›Der weiße Mann kann von Winnetou viel lernen‹ Saarbrücker Ztg. 12.6.04; über den Film ›Blueberry‹ von Jan Kounen: dort 1.7.04. „›Blueberry‹ ist ein Western, der an Karl May erinnert, aber nicht an die actionreichen Winnetou-Romane, sondern an den Großmystiker von ›Ardistan und Dschinnistan‹". • Die seit langem einschlägig etablierte Zeitschrift ›Karl May & Co‹ erscheint seit ihrem 20jährigen Jubiläum (Mai 2004) mit einem erweiterten Umfang von mindestens 80 S. und komplett in Farbe. Die Nummer 97/Aug. 04 bietet einen Bericht zum Jubiläum (Andrea Scheuren) und einige literarische Aufsätze: ›Der beiden Quitzows letzte Fahrten‹ (Rolf Dernen), ›Wie kommt der Henrystutzen in den Orient?‹ (Michael Rudloff), ›Im Dschungel der Einbandvarianten‹ (W. Hermesmeier/St. Schmatz), ›Indianische Frauen bei Karl May II‹ (Jutta Laroche), ›In den Schründen der Akademie – Wie die Columbia Universität von New York City Karl May entdeckte‹ (Richard Alan Korb), ‹Karl-May-Reklamemarken II‹ (Hermesmeier/Schmatz). • ›Karl-May-Treff ... rund um die Karl-May-Spiele Bad Segeberg‹, hg. von Mike Dietrich und Britta Piesker: Die erste Nummer des neuen Magazins erschien Mitte 2004. Segeberger Ztg. 3.7.04.

BÜHNEN. **Bad Segeberg:** ›Der Sohn des Bärenjägers‹; zum Tod von Heinz Ingo Hilgers (am 27.4.04, 77 Jahre alt): ›Er trat auf wie ein König‹; **Rathen:** ›Winnetou I‹; **Elspe:** ›Im Tal des Todes‹ – alle in Karl May & Co 97/Aug. 04.

FERNSEHEN. ›Karl May – Die Idee vom edlen Menschen‹ , Mitteldeutscher Rundfunk, 45minütige Sendung am 28.11.04 unter Fachberatung von Dr. Chr. Heermann. • Zu Ehren von Pierre Brice wird von Kabel 1 ein Karl-May-Tag veranstaltet: 1.11.04. In Folge: ›Der Ölprinz‹, ›Unter Geiern‹, ›Der Schatz im Silbersee‹ und die Dokumentation ›Auf Winnetous Spuren‹ (Drehorte in Kroatien). Abendztg. (München) 2.10.04. • ›höchstpersönlich‹,

ARD 15.10.04; Porträt von Pierre Brice (27 Min.) von Broka Herrmann. • ARD Kulturreport, 18.9.04: ›Winnetou im Widerstand – Pierre Brice erzählt sein Leben‹ Frankf. Allgem. Ztg. 18.9.04. • ›Die Legende Winnetou – Eine Reise ins Land der Apachen‹: 3SAT 5.7.04. • ›Unter Geiern‹: NDR 26.9.04, eine Übertragung der KM-Spiele Bad Segeberg. Eine ausführliche Dokumentation ›Freilichtspektakel im Wohnzimmer – zur »TV-Karriere« der Bad Segeberger Karl-May-Spiele (III)‹ bietet Karl May & Co 97/Aug. 04 (Nicolas Finke, 8 S.). • ›Lesen! – extra‹: Elke Heidenreich sucht die 50 beliebtesten Bücher. ZDF 6.7.04; auf der unverbindlichen Vorschlagsliste von 200 Titeln (ZDF-Text S. 825–827) u. a. auch Karl May: ›Winnetou‹ Band 1–3. • Kinofilm im TV: ›Das Vermächtnis des Inka‹ Bayern III 5.6.04; WDR 10.6.04; MDR 10.9.04. • ›Biografien: Artur Brauner – Ein jüdisches Leben in Berlin‹, Reportage von Gisela Anna Stümpel, Phoenix 21.9.04.

Film. Über Pierre Brice: Abendztg. (München) 6.10.04. – Nach dem Erscheinen seiner Autobiographie September 04 (Lübbe) brachte Bild München in reißerischer Aufmachung Einzelheiten daraus (22.9.04 ff.). • Michael Herbigs ›Der Schuh des Manitu‹: Saarbrücker Ztg. 20./22.7.04. • Antje Weisgerber, ›Rosalie Ebensbach‹ in ›Der Ölprinz‹ (1965), starb am 29.9.04 mit 82 Jahren in Dortmund an einem Hirntumor. Abendztg. (München) 5.10. 04.

Erwähnungen. Buch: Volker Meid, ›Das Reclam-Buch der deutschen Literatur‹. Stuttgart: Reclam 2004, S. 549, 465. **Presse:** Hör zu 40/04 S. 12; Delmenhorster Kreisblatt 25.9.04 S. 37; Freiburger Ztg. 15.9.04 S. 17; Saarbrücker Ztg. 22.7./9.9./15.9.04; National Geographic Sept. 04 S. 117; Gong (Nürnberg) 28/04 Progr. 15.7.; TV today filmplaner Progr. 22.5. u. 18.6.; TV movie 20/04 Progr. 19.9.; Leipziger Volksztg. 9.9.04 S. 15; Zwiebelfisch (Magazin für Gestaltung), Freiburg/Br., 1/2002 S. 24.

Persönliche KMG-Nachrichten. Dr. Hellmut Hannes, der Sohn von Ferdinand und der Neffe von Marie Hannes, Mitglied der KMG, war 1986–1994 Vorsitzender der Gesellschaft für pommersche Geschichte, Altertumskunde und Kunst e.V. und ist danach zu ihrem Ehrenmitglied ernannt worden. Auch trat er als Autor zahlreicher Studien zur pommerschen Geschichte hervor, war langjähriger Chorleiter und ist jetzt Mitglied und Komponist des Kirchenchores seiner Heimatgemeinde. Jetzt wohnhaft bei Celle (Niedersachsen), wurde er am 6.7.04 mit dem Verdienstkreuz am Bande der Bundesrepublik Deutschland geehrt. Ostsee-Ztg. (Ahlbeck/Swinemünde) 7.7.04. • U. a. über Rechtsanwalt und namhaftes KMG-Mitglied Albrecht Götz von Olenhusen, „der in Freiburg wohnt, in derselben Straße, in der einst Karl May das verlegerische Licht der weit erblickte“: Buch-Markt Okt. 04 (29.9.04) S. 11.

Unterlagen zu dieser Rubrik (einseitige Kopien und Meldungen; Zeitungsnamen nicht abkürzen; Erscheinungsorte angeben!) senden Sie – auch kommentarlos – bitte an diese Anschrift:

Herbert Wieser
Thuillestr. 28
81247 München

UNSER SPENDENDANK vom 1. Juli bis 30. September 2004

Sehr verehrte Mitglieder !

Mit den Spenden des Sommerquartals liegen wir wieder um über 200,– € über denen des Vergleichsquartals 2003 (1.796,78 €). Dies ist eine hohe Summe, für die wir herzlich danken! Der Dank steigert sich ins Gewaltige, wenn man in Rechnung zieht, daß damit in den ersten neun Monaten des Jahres 2004 insgesamt die Summe von 19.246, 31 € zusammengekommen ist, wiederum etwa 200 € mehr als im gleichen Zeitraum des letzten Jahres. Das ist selbstverständlich nicht mehr ganz die Höhe der Spendensummen wie Ende der 90er Jahre des vorigen Jahrhunderts oder zu Beginn des neuen Jahrtausends, aber wir alle wissen, woran das liegt: Die Zeiten sind härter geworden, und wir alle drehen nun die Mark (die inzwischen sogar ein Euro geworden ist) sorgfältiger um, bevor wir sie ausgeben. Das Spendenaufkommen der Karl-May-Gesellschaft hat sich gleichwohl auf hohem Niveau stabilisiert. Ein schöneres Zeichen der Verbundenheit unserer Mitglieder mit der Karl-May-Gesellschaft ist, im Jahre nach der Vorstandswahl, kaum denkbar. Möge es dank Ihrer weiteren Hilfe noch viele solche Jahre geben!

Der Band ›Karl May im Llano Estacado‹, der von den Abenteuern der Karl-May-Gesellschaft im Jahr 2000 in Lubbock, Texas, berichtet, ist nun (endlich doch) erschienen und hat auch das Wohlwollen der Mitglieder gefunden. Und wenn diese Nummer der ›Mitteilungen der Karl-May-Gesellschaft‹ erscheint, haben Sie das Jahrbuch für 2004 längst in Händen. Wir hoffen, uns auch auf diese Weise für Ihre Treue erkenntlich zu zeigen.

Mit allen guten Wünschen für ein gesegnetes Weihnachtsfest und ein gutes Jahr 2005 grüßt Sie in Dankbarkeit

Ihr Vorstand:

Reinhold Wolff, Hans Wollschläger, Helmut Schmiedt,
Hans Grunert, Joachim Biermann, Gudrun Keindorf, Uwe Richter

18 Spenden bis € 14,99	107,75	O. Gresens, Jena	24,-
B. Arlinghaus, Dortmund	25,-	W. Grunsky, Bielefeld	74,-
M. Auer, Markt Altdorf	24,-	G. Haefs, Hamburg	50,-
G. Fritsch, Vaihingen	26,-	H. Hintz, Düsseldorf	20,-

M. König, Munster	25,-
S. König, Tübingen	24,-
G. Marquardt, Bonn	48,-
M. Möller, Dorum	15,-
H. Moritz, Nürnberg	120,50
G. Mühlbrant, Plauen	20,84
J. Müller, Korbach	26,-
F. Munzel, Dortmund	15,34
D. Ohlmeier, Staufenberg	26,-
A. Paulußen, Mönchengladbach	20,-
A. Pielenz, Nassau	36,-
W. Rabenstein, Frankfurt a. M.	30,-
B. Ruhnau, Reichelsheim	30,-
P. Schinnerl, Adnet (A)	26,-
W. Schlüter, Hannover	24,-
H. Schmiedt, Köln	36,-
R. Schneider, Berlin	24,-
D. Stalder, Liestal (CH)	22,-
M. Staudt, Rosenheim	34,-
M. Stöhr, Ahrensburg	24,-
W. Szymik, Essen	25,-
G. Weber, Dinkelsbühl	42,-
E. Weigel, Eisenach	16,-
H. Wieser, München	25,-
G. Wüste, Düsseldorf	16,-
N. N. Inland	930,22
Spenden im III Quartal	€ 2.031,65
I.–III. Quartal insgesamt	€ 19.246,31

Abkürzungsverzeichnis

GR XXI	Karl May's gesammelte Reiseromane bzw. Reiseerzählungen. Freiburg 1892ff. (hier: Band XXI)
HKA II.20	Karl Mays Werke. Historisch-kritische Ausgabe. Hg. von Hermann Wiedenroth und Hans Wollschläger, ab 1999 von Hermann Wiedenroth. Nördlingen 1987ff., Zürich 1990ff., Bargfeld 1994ff. (hier: Abteilung II, Band 20)
JbKMG	Jahrbuch der Karl-May-Gesellschaft. Hamburg 1970ff., Husum 1982ff.
KMG-N	KMG-Nachrichten
KMJb	Karl-May-Jahrbuch
LuS	Karl May: Mein Leben und Streben. Freiburg 1910 (Reprint, hg. von Hainer Plaul. Hildesheim, New York 1975; [3]1997)
M-KMG	Mitteilungen der Karl-May-Gesellschaft
Reprint KMG	Reprint, hg. von der Karl-May-Gesellschaft
Reprint KMV	Reprint, hg. vom Karl-May-Verlag
SoKMG	Sonderheft der Karl-May-Gesellschaft

Unsere aktuellen Publikationen

Sonderhefte

Nr. 128	Ricarda Wolsing: Ich-Erzählung und Aventiurenkette im Orientzyklus Karl Mays. 97 S.	6,50 €
Nr. 129	Vom Glück der Jagd nach Karl May. Der Karl-May-Forscher Walther Ilmer. 81 S. *(z. Z. nicht lieferbar)*	5,50 €
Nr. 130	Joachim Biermann: Stichwortverzeichnis für die Nummern 131–140 der ›Mitteilungen der KMG‹. 56 S.	3,50 €

Materialien zum Werk Karl Mays

Bd. 4	Dominik Melzig: Der ›Kranke Mann‹ und sein Freund. Karl Mays Stereotypenverwendung als Beitrag zum Orientalismus	8,00 €

Reprint

Karl May: Old Firehand. Seltene Originaltexte Bd. 3 — 28,00 €

Sonstiges

Meredith McClain/Reinhold Wolff (Hg.): Karl May im Llano Estacado. 339 S. — 13,00 €

Die Reihen ›Sonderhefte‹ und ›Materialien zum Werk Karl Mays‹ können über die Zentrale Bestelladresse auch abonniert werden.

Zentrale Bestelladresse: Ulrike Müller-Haarmann • Gothastr. 40 • 53125 Bonn • Tel.+Fax: 0228/252492

Impressum

MITTEILUNGEN DER KARL-MAY-GESELLSCHAFT

Herausgeber und Verlag:
Karl-May-Gesellschaft e.V., Hamburg
Geschäftsstelle: Karl-May-Str. 5, 01445 Radebeul
Postfach 10 01 34, 01435 Radebeul
e-mail: geschaeftsfuehrer@karl-may-gesellschaft.de
Bankverbindung:
Bayerische Hypo- und Vereinsbank Amberg: Konto Nr. 1995 480,
BLZ 752 200 70; für Zahlungen aus dem Ausland:
IBAN: DE83 7522 0070 0001 9954 80,
SWIFT (BIC): HYVEDEMM405

Verantwortliche Redakteure:
Dr. Gudrun Keindorf (gk), Uhlandstr. 40, 37120 Bovenden
Tel.: 0551/83421 • Fax: 0551/8209537
e-mail: G.Keindorf@t-online.de
Joachim Biermann (jb), Storchenweg 10, 49808 Lingen
Tel.: 0591/66082 • Fax: 0591/9661440
e-mail: Joachim.Biermann@t-online.de
Mitarbeiter der Redaktion:
Rainer Jeglin (rj), Hartmut Kühne (hk), Sigrid Seltmann (sis)
Druck und Versand:
Husum Druck- und Verlagsgesellschaft, Husum

Wir danken allen Mitarbeitern, auch hier nicht genannten, ganz herzlich.
Wir bitten darum, Beiträge möglichst auf Diskette oder CD-ROM einzusenden.
Beiträge unter Verfassernamen entsprechen nicht unbedingt der Meinung der Redaktion. – Redaktionsschluß dieser Ausgabe: 25. Oktober 2004

Die ›Mitteilungen der KMG‹ erscheinen in gedruckter Form sowie im Internet (http://www.karl-may-gesellschaft.de). Hierfür übertragen die VerfasserInnen die folgenden urheberrechtlichen Nutzungsrechte nicht ausschließlich und unbeschränkt auf die KMG: Veröffentlichungsrecht § 12 UrhG, Vervielfältigungsrecht § 16 UrhG, Verbreitungsrecht § 17 UrhG, öffentliche Zugänglichmachung § 19a UrhG. Abweichende Regelungen bedürfen der Schriftform.